







Memoiren

des

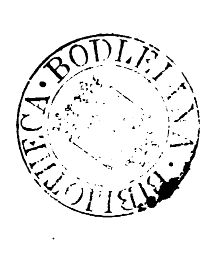
Baron Bruck

aus der Zeit

des Krimkriegs.

Herausgegeben von dessen Privatsecretär

Isidor Heller.





Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1877.

Vorwort.

Der verehrliche Leser darf nicht besorgt sein, dass der Herausgeber sein Privilegium auf ein Vorwort missbrauchen könnte, um seine eigenen Ansichten über die Orientfrage in die Welt zu setzen. Was zu sagen, ist bereits in der Färbung aller Strebungen und Interessen dem Leser an den Kopf geworfen worden, und wer noch einiges Bedürfniß hätte, dem werden die Wortmillionäre auf der ersten Seite unserer Zeitungen noch massenhaft liefern; die Wiener Presse kann sich darin mit jeder anderen in der Welt messen.

Uns kam es nur darauf an, dem großen Todten aus Bruchstücken seines genialen Waltens ein Denkmal zu setzen und der Zeit ein Spiegelbild zu liefern. Tausende haben ein materielles Interesse, einen sicheren Einblick in das Getriebe der orientalischen Frage zu erlangen, weil ihr Vermögen auf dem Spiele steht, vom Börsenmann bis zum Landmann, der über den künftigen Preis der Ernte nicht schlüssig werden kann. Nach Hunderttausenden vollends zählen die Neugierigen jeden Geschlechts und Alters, die Patrioten, welche ihr Vaterland vor dem Krieg bewahrt und es doch an Ehre und Vortheil nicht verkürzt



Baron Bruck im Orient.

sehen wollen, und die Politiker aller Art, denen die Zeitgeschichte mehr oder weniger durch Herz und Kopf schneidet. Alle diese werden uns Dank wissen, daß ihnen durch die Memoiren eines großen Staatsmannes über ein ähnliches Stück Weltgeschichte in die gegenwärtige Phase des Orientes scharf hineingeleuchtet wird. Die Intriguen, Machenschaften und geheimen Strebungen, die dort zu Tage treten, verbunden mit der Darstellung mitwirkender Personen und eingreifender Verhältnisse zur Zeit des Krimkrieges, sind leicht und mit Vortheil auf die laufende Zeit anzuwenden, und bieten eine gute Handhabe zur richtigen Beurtheilung der jetzigen Erscheinungen und Consequenzen.

Eine große Lehre wird der Leser aus diesen Memoiren mitnehmen, daß Diejenigen sich schwer an der Menschheit versündigten, welche die orientalische Frage ungelöst vertagten. Sie tragen die Schuld, daß aus der klaffenden Wunde jetzt wieder Blut und Elend die Welt überströmt. Das Verdammungsurtheil über die Schwäche oder Pflichtvergessenheit der damaligen Spitzen kann nicht scharf genug ausgesprochen werden, um schwer auf das Herz der heutigen Diplomaten zu fallen. Es wäre gefährlich, auch gegenwärtig die Lösung zu verschleppen und die Wunde erbärmlich zu verkleistern. Der Fluch einer erzürnten Welt oder eine noch empfindlichere Strafe dürfte die Schuldigen treffen; denn die betrogene Welt wird unerbittlich sein, sobald sie sich der abermaligen Täuschung und der neuen, noch größeren Gefahr bewußt wird.

Der Herausgeber.

Baron Bruck im Orient.

I.

Ein armer Finanzminister. — Auf dem rechten Platze. — Der englische Wollsack. — Lord Redcliffe's Bekehrung. — Autres-chiens. — Eine Ohrfeige als diplomatischer Schachzug.

Die orientalische Angelegenheit hat die Eigenheit, daß der Waffenlärm die feine Stimme der Diplomatie nicht zu übertönen vermag. Europa ist so innig bei der schließlichen Ordnung der Dinge materiell und moralisch interessirt, daß es der russischen oder türkischen Kanone nicht die Rolle als ultima ratio einräumen kann. Es ist daher durchaus nicht zu spät, Ideen und Betrachtungen eines großen Staatsmannes über die große Angelegenheit aus einer früheren Periode der Mitwelt bekannt zu geben.

Kann die Weltgeschichte als umgekehrter Prophet bezeichnet werden, so gilt dies unzweifelhaft von den Memoiren des Baron Bruck aus den Zeiten des Krimkrieges, wo er als Internuntius in Constantinopel waltete. Das Spiegelbild ist täuschend ähnlich von den resultatlosen Conferenzen, Collectivnoten und Protokollen bis zu der

diplomatischen Errungenschaft des localisirten Krieges, aus dem der allgemeine wurde. Aber auch der Spruch: „Niemand ist Prophet in seiner Heimat“ macht sich geltend, denn seine Stimme wurde nicht gehört, seine Warnungen nicht beachtet.

Das tragische Ende Bruck's wird heute gewiß nicht im Geringsten dem Ansehen seines Wortes Abbruch thun. Die plumpe Verleumdung, die er mit seinem Tode bestrafte, ist längst in dem Strahlenmeere eines glanzvollen Andenkens versunken. Das Land thut noch immer Buße für den schnöden Undank mit dem wiederholten Schmerzensrufe: „Wie anders wäre es, wenn der Bruck noch lebte!“ Der Mann, welcher Industriegesellschaften mit Hunderten Millionen Capital gegründet und es verschmäht hatte, durch Privatbetheiligung, die Niemand verwehren konnte, Millionen Gulden zu erwerben, sollte sich bei dem Eynatt'schen Ochsengeschäfte die Hände beschmutzt haben. So mag es gekommen sein, daß eine staatliche und gesellschaftliche Größe wie Bruck in einer Zeit nicht mehr leben wollte, die so klein von ihm denken konnte.

Als ein Anzeichen, mit welchem Abscheu er jede Verlockung zu einer unredlichen Erwerbung abwies, mag folgendes kleines Erlebniß erzählt sein. Einer der bedeutendsten ausländischen Faiseurs, die sich in der Zeit der ersten Gründungsperiode um das Finanzministerium bewegten, sandte eines Tages die Geschichte Napoleon's I. in großen goldenen Medaillen ausgeführt dem Finanzminister Bruck zur Ansicht. Die Sammlung hatte einen bedeutenden Metallwerth, weit mehr aber als Kunstwerk, als Rarität und

wegen der Provenienz, indem der Banquier diese Sammlung unmittelbar von der Königin Hortense, der Mutter des nachmaligen Napoleon's III. wegen einer außerordentlichen Dienstleistung und als Zeichen besonderer Huld und Werthschätzung erhalten hatte. Baron Bruck erkannte sogleich, worauf es gemünzt war, und sandte die Sammlung alsbald zurück, indem er dem Uebersender sagen ließ: „Dieses Geschichtswerk sei zu kostbar, um darin zu studiren".

Schon die außerordentliche Sparsamkeit des mit Millionen hantirenden Financiers zeigt, daß das Schnellbereicherungssystem ihm nicht eigen war. Seine Sparsamkeit ging so weit, daß er bei Besuchen in hoher und höchster Region erst auf der Treppe die weißen Glacéhandschuhe anzog. Als einer seiner Söhne, der Pionnierlieutenant in Tulln war, ein Commando nach Krakau führte, schickte er ihm eine alte silberne Uhr, damit er pünktlich sein könne, und das war wirklich die erste Uhr des jungen Officiers, des Sohnes eines großen Ministers.

Thatsächlich hinterließ Baron Bruck fünftausend Gulden weniger, als er bei seinem Eintritte ins Finanzministerium besessen hatte, und bestand überhaupt seine Hinterlassenschaft aus einigen alten Triester Häusern, die seine Mitgift gebildet, und einigen Lloydactien, die er in den zwanzig Jahren seiner Function als Lloyddirector erworben.

Baron Bruck war Kaufmann, eines jener kaufmännischen Genies, die in Allem, was sie ergreifen, Vollendetes leisten, und von denen einst die „Times" erzürnt über die

sich hinschleppende Belagerung Sebastopols sagten: „Sebastopol wäre längst genommen, wenn die Belagerung einer Actiengesellschaft in Pacht gegeben wäre". Baron Bruck wäre ein großer Feldherr geworden, wie er als Lloyddirector, Internuntius, Handels- und Finanzminister Hervorragendes geleistet.

Treffend und von schwerwiegender Bedeutung war das Wort, mit welchem er die Reise nach Constantinopel als kaiserlicher Internuntius antrat. Auf dem Verdecke des Kriegsdampfers „Custozza" mit dem ihn begleitenden Privatsecretär auf- und abschreitend, sagte er: „Oesterreich fehlt es gewiß nicht an tüchtigen Männern, aber sie sind nicht immer auf dem rechten Platze. Da haust zum Beispiel Prokesch, der ein halber Türke ist, in Frankfurt, wo er genug Unheil anrichten wird, anstatt daß ich in Frankfurt sein sollte, da dort allein die orientalische Frage gelöst werden kann!" In diesem Ausspruche liegt ein vollständiges Programm und es hat allen Anschein, daß der gegenwärtige Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs demselben Zielpunkte folgt, und daß dieser Punkt die Leuchte in dem herrschenden Dunkel bildet. Graf Buol jedoch, der damalige Minister Oesterreichs, schwankte ziel- und programmlos zwischen Rußland und den Westmächten und verlor dadurch bei beiden Boden und Vertrauen. Es ist Thatsache, daß Baron Bruck ihm von Constantinopel vertraulich schrieb: „Wenn man nicht das Schwert des Brennus in die Wagschale werfen kann und will, so muß man trachten, die Zunge an der Wage zu bilden!"

Gegen Englands Eingreifen in den Orient war Bruck schon durch sein Vorleben als Lloyddirector eingenommen. Unter seiner Führung war der adriatische Hafen zum Knotenpunkte der Verbindungen dreier Welttheile gemacht, Trapezunt, Smyrna, Alexandrien, Constantinopel und der griechische Archipel mit den gesammten mitteleuropäischen Interessen verknüpft worden. Dieses Werk sah er durch England bedroht und die Interessen Oesterreichs und Deutschlands untergraben. „England," sagte er, als dieses Constantinopel besetzte, „hat als Symbol einen Wollsack, dieser ist die magna charta seiner auswärtigen Politik, welche somit nur ein Handel mit den Meistbietenden sein darf. Die Freundschaft Englands für die Türkei bedeutet im englischen Sinne nur die Vasallenschaft der Pforte. Da diese aber unzuverlässig und die Paschas für Imperials empfänglich sind, müsse der Pforte die freie Wahl benommen werden. Darum ließ England die Seemacht der Türkei zerstören, die kampffähige Mannschaft des Reiches durch Kämpfe und Krankheiten aufreiben, die Geldkräfte der Pforte verzehren, so daß sie nur von dem Gelde vegetirt, das ihr England leiht, und wodurch sie England für immer zinsbar und tributär bleibt. Und um die Herrschaft vollständig zu machen, besetzten britische Truppen Constantinopel und Gallipoli, schwimmt die britische Flotte im Bosporus, während die türkischen Truppen auf dem Kriegsschanplatze ihrem Schicksale überlassen werden. Die russischen Heere aber über den Pruth zurückzutreiben, überläßt England der österreichischen Armee. Und so reibt sich England vergnügt die Hände,

indem es sich sagt: Unermeßliche Resultate haben wir ohne einen Schuß Pulver, ohne Verlust eines einzigen Soldaten erlangt, blos durch etwas Sand von unseren Kreidefelsen, den wir Europa in die Augen streuten. Die paar verausgabten Millionen werden wir uns schon einzucassiren wissen." — Klingen diese vor einem Vierteljahrhundert gesprochenen Worte nicht wie die warnende Stimme aus dem Grabe eines großen Todten an die leitenden Männer der Gegenwart?

Baron Bruck sprach sich solcherweise in der Zeit aus, wo England die Pforte zur Kriegserklärung gegen Rußland gedrängt hatte. Er war um so mehr entrüstet, als Lord Redcliffe, der britische Gesandte in Constantinopel, längere Zeit hindurch Bruck's Ansichten über die türkische Mißwirthschaft sich angeeignet zu haben schien, wie er denn auch gegenwärtig in England für die Abstellung der türkischen Mißwirthschaft den Vorkämpfer macht.

Der stramme hochmüthige Lord, der Schrecken der diplomatischen Welt von Pera, zeigte dem Baron Bruck schon in der ersten Zeit seiner Anwesenheit eine auffallende Hochachtung und Sympathie. Er erklärte allenthalben, daß dieser Staatsmann durch seine bisherigen Leistungen für Staats- und Volkswohl mehr werth sei als die ganze diplomatische Wirksamkeit, sein eigenes vierzigjähriges Walten im Orient mit einbegriffen.

Die Bekehrung Redcliffe's zum Gegner der türkischen Mißwirthschaft durch Baron Bruck begann bei einem Besuche des Lord im österreichischen Palais zu Pera. Die beiden Staatsmänner betrachteten von einem auf den

Bosporus gehenden Fenster das herrliche Bild zwischen der Serailspitze, dem Goldenen Horn und dem asiatischen Skutari, und als der Lord ganz entzückt schien, rief Baron Bruck aus: „Quel beau pays sous les mains de fainéants!“ („Welches herrliche Land in den Händen von Faullenzern!“)

Der Lord wandte sich überrascht mit fragendem Blicke zu dem Sprecher, von dem er annehmen konnte, daß er sich nicht blos zu einem lyrischen Gefühlsausbruche habe hinreißen lassen.

Baron Bruck gestand ein, daß sein Ausruf nicht einem momentanen Eindruck entsprungen war, sondern daß er schon in Triest auf Grund vielfacher Berichte aus allen Theilen der Levante von glaubhaften und kundigen Beamten und Geschäftsfreunden des Lloyd zu der Ansicht gekommen, die türkische Verwaltung sei nicht blos unhaltbar, allen gesunden Begriffen von Staatsverwaltung zuwider, sondern auch eine schwere Beschädigung des österreichischen Handels und der österreichischen Erzeugung. Hunderte Millionen würde Oesterreich und Europa aus dem Orient ziehen können, wenn dieser vortreffliche Boden besser bearbeitet, wenn überhaupt gesellschaftliches und wirthschaftliches Leben in diesem Lande erhöht und der Ertrag jeglicher Leistung nicht von den Blutigeln in den Provinzen verschlungen und der Ueberrest im Serail und von dessen Creaturen vergeudet würde. Man kommt zu großen Resultaten, fuhr er fort, wenn man sich es angelegen sein läßt, den Unterschied zwischen dem wirthschaftlichen Ergebnisse der gegenwärtigen Türkei und dem eines von türkischer Herrschaft erlösten Landes zu berechnen, abgesehen von der Pflicht

Europas, die christliche Bevölkerung zu retten, und für die endliche Beseitigung der Unheil stiftenden orientalischen Frage zu sorgen.

Lord Redcliffe war dieser Ideengang nicht ganz fremd; aber er war nicht wie der frühere Lloyddirector andauernd mit dem wirthschaftlichen Leben in der Türkei beschäftigt und in oft ärgerlicher Berührung gewesen. Und dann, was würde man im britischen Cabinet von ihm gedacht haben, wenn seine Depeschen das Dogma der Integrität und Souveränetät antasten und eine neuartige Türkei auftauchen ließen.

Die beiden Staatsmänner kamen bei späteren Begegnungen noch oft auf diesen Gesichtspunkt zurück, und es gelang Bruck nachzuweisen, daß eine neu organisirte Türkei auf der Basis europäischer Cultur ein sichereres und dauernderes Bollwerk gegen russische Zumuthung bieten würde, als unter der Herrschaft des Islam. Er wies ferner auf die ausreichende Vertheidigung hin, welche der neue Bau an der österreichischen und deutschen Kraft finden würde, zumal wenn Rußland aller Vorwand zu einer rettenden That entzogen wäre.

Die Ideen, die sich im Geiste des Baron Bruck schon als Lloyddirector entwickelt hatten, erhielten durch seine Erlebnisse als Internuntius wiederholt neue Nahrung und Anregung. Bei der Ankunft in Constantinopel fand Bruck das Ansehen Oesterreichs unter Null herabgedrückt. Revolutionäre Elemente aller Art und Flüchtlinge aller Herren Länder erregten Haß und Verachtung gegen die österreichische Regierung. Diese hatten das Schimpfwort „Autreschiens“ anstatt Autrichiens in Umlauf gebracht, selbst bis

in die Räume der Hohen Pforte. Von Wien aus war nichts geschehen, um dem Namen Oesterreichs den gebührenden Respect im Orient, vielweniger Sympathie zu verschaffen. Eine energielose und auch sonstig unbedeutende Persönlichkeit hatte seit drei Jahren den Kaiserstaat auf dem wichtigsten Punkte seiner politischen und materiellen Interessen als bloßer Geschäftsträger, also selbst ohne den äußerlichen Nimbus, der im Oriente so wirksam ist, vertreten. Ein fast baufälliges kleines Haus, das unscheinbar sich kaum aus dem Schmutze von Pera erhob, bildete den Gesandtschaftspalast, während der Riesenbau des russischen Palais auf der Höhe von Pera den Bosporus beherrschte und sich dem Auge des Ankommenden gleich beim Einlaufen des Schiffes um die Serailspitze gebieterisch aufdrängte. So gering dachte man damals von dem österreichischen Geschäftsträger Herrn von Klezl, daß man den Witz machte, er begebe sich bei jedem wichtigen Anlaß zur russischen Gesandtschaft, um sich Rath's zu erholen.

Empört über den türkischen Hochmuth, im Vollgefühl seiner Sendung und thatkräftig wie immer war Bruck rasch entschlossen, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um einen Umschwung bezüglich der Machtstellung Oesterreichs herbeizuführen. Der Großvezier, sagte er lachend, oder ein Oberpascha muß eine über die ganze Türkei hinschallende Ohrfeige erhalten, damit man wisse, es habe eine andere Hand als die zarte Pfote des guten Klezl die österreichischen Angelegenheiten erfaßt.

Diese Gelegenheit bot sich bereits in der zweiten Woche nach der Ankunft des Internuntius, in der bekannten Affaire

Costa. Es war das eine delicate Angelegenheit, die jeden anderen Gesandten in die größte Verlegenheit gebracht hätte; aber Bruck sagte: „Wo die Ehre Oesterreichs derart gekränkt ist, kenne ich nichts, als was das Gebot der Ehre jedem Soldaten auferlegen würde, und alles feige Geflüster politischer Rücksicht und diplomatischer Bedenklichkeit muß davor verstummen. Ueberdies haben wir da die legitimste Gelegenheit zur Ertheilung der unerläßlichen Ohrfeige!"

Die Affaire Costa mag hier kurz erzählt sein, weil sie einen Einblick in die Führung der österreichischen Angelegenheiten durch den Grafen Buol, den damaligen Minister des Aeußern, gewährt. Der ungarische Flüchtling Costa hatte sich mit mehreren anderen Wühlern in Smyrna verbunden, um die Officiere der im Hafen liegenden österreichischen Kriegsbrigg „Hußar" zu beleidigen und dadurch die österreichische Flagge zu beschimpfen. Da aber ein österreichischer Officier seine Ehre nicht so leicht antasten läßt, kam es in einem Kaffeehause zu einem ernsten Conflicte, wobei ein Officier von Costa meuchlerisch erstochen wurde. Der kaiserliche Generalconsul Wegbecker in Smyrna ließ Costa kraft des durch Verträge eingeräumten Rechtes verhaften, und da ein Sturm des Pöbels auf das Consulat zu befürchten war, wurde Costa hinter den Kanonen der Kriegsbrigg in sicheren Gewahrsam gebracht. Nun wollte es der Zufall, daß gerade eine amerikanische Fregatte im Hafen lag, was die Feinde Oesterreichs benützten, um deren Capitän zu veranlassen, Costa als amerikanischen Bürger in Schutz zu nehmen. Der wackere Yankee ließ sich das nicht zweimal sagen, nachdem er den amerikanischen Paß gesehen, den

Costa nach einem mehrjährigen Aufenthalte in den Vereinigten Staaten sich als Angehöriger verschafft hatte. Der amerikanische Seemann hielt sich ganz einfach an die österreichische Kriegsbrigg, deren Capitän er zur Herausgabe des Gefangenen aufforderte, widrigenfalls er sich genöthigt sehen würde, Gewaltmittel anzuwenden. An Widerstand war bei der zehnfachen Ueberlegenheit der Fregatte nicht zu denken, und kam man überein, die Entscheidung der Gesandtschaft in Constantinopel abzuwarten.

Diese war bald gefaßt. „Der Amerikaner," sagte der Internuntius, „benahm sich in einer Weise, wie ich sie nur jedem Oesterreicher wünschen möchte, wenn es sich um Ehre und Ansehen des Vaterlandes handelt; aber der türkische Gouverneur von Smyrna zeigte sich pflichtvergessen, denn an ihm war es, dem Amerikaner zu erklären, er werde sein Schiff von den Hafenbatterien in Grund bohren lassen, wenn er sich noch länger unterfänge, auf türkischem Gebiete den Herrn zu spielen. Dieser Gouverneur trage alle Verantwortlichkeit und ihn müsse die Hand Oesterreichs mit voller Wucht treffen."

Diesem Ausspruche gemäß erhielt der erste Dolmetscher der Gesandtschaft den Auftrag, sofort dem Minister des Aeußern, Reschid Efendi*), anzuzeigen, daß die in Smyrna

*) Charakteristisch für die Verachtung der Türken gegen die Christen ohne Unterschied des Standes und der politischen Beziehungen ist der Umstand, daß der Minister des Aeußern nicht einmal den Rang eines Pascha hatte und den Titel Reis ul kutab, Oberhaupt der Schreiber, führte, oder kürzer Reis Efendi. Sein Verkehr mit den Giaurs machte ihn selbst verächtlich.

der Flagge Oesterreichs unter den Kanonen der Hafenbatterie zugefügte Beleidigung nur durch die Absetzung des pflichtvergessenen Gouverneurs gesühnt werden kann, daß der kaiserliche Gesandte darum auf diesen Act bestehen oder in der Weigerung der Pforte deren Mißachtung und Feindseligkeit erkennen müsse, wodurch er aber veranlaßt wäre, seine Pässe zu verlangen und Constantinopel zu verlassen.

Die ungewohnte Sprache Oesterreichs scholl förmlich über den Bosporus hin und es war keine Stunde vergangen, als die Staatskaiks Reschid's und der vornehmsten Gesandten über den Bosporus zu dem Sommerpalais des Internuntius hinflogen, um aus dem eigenen Munde des Baron Bruck zu vernehmen, was von diesem unerhörten Vorfall zu denken sei. Bruck's hohe Gestalt erschien noch imponirender als sonst, seine edlen Züge drückten großen Ernst und unbeugsame Entschlossenheit aus. „Er sah aus," soll Reschid dem Sultan berichtet haben, „wie der Adler auf dem Wappenschilde Oesterreichs in gereiztem Zustande". Alle Winkelzüge Reschid's wollten nicht verfangen, und als er darauf hinwies, daß der Gouverneur von Smyrna ein ehemaliger Großvezier sei, rief Bruck: „Desto besser, sonst würde die Genugthuung zu gering erscheinen!"

Zwei Stunden vor Ablauf der gegebenen Frist begann aus dem Schlott des dem Internuntius zur Verfügung stehenden Kriegsdampfer „Custozza" Rauch aufzusteigen ein Zeichen, daß der Internuntius zur Abreise Anstalt treffe. In diesem Rauche erstickten alle weiteren Bedenken der Pforte und bald erschien Reschid mit dem Ferman

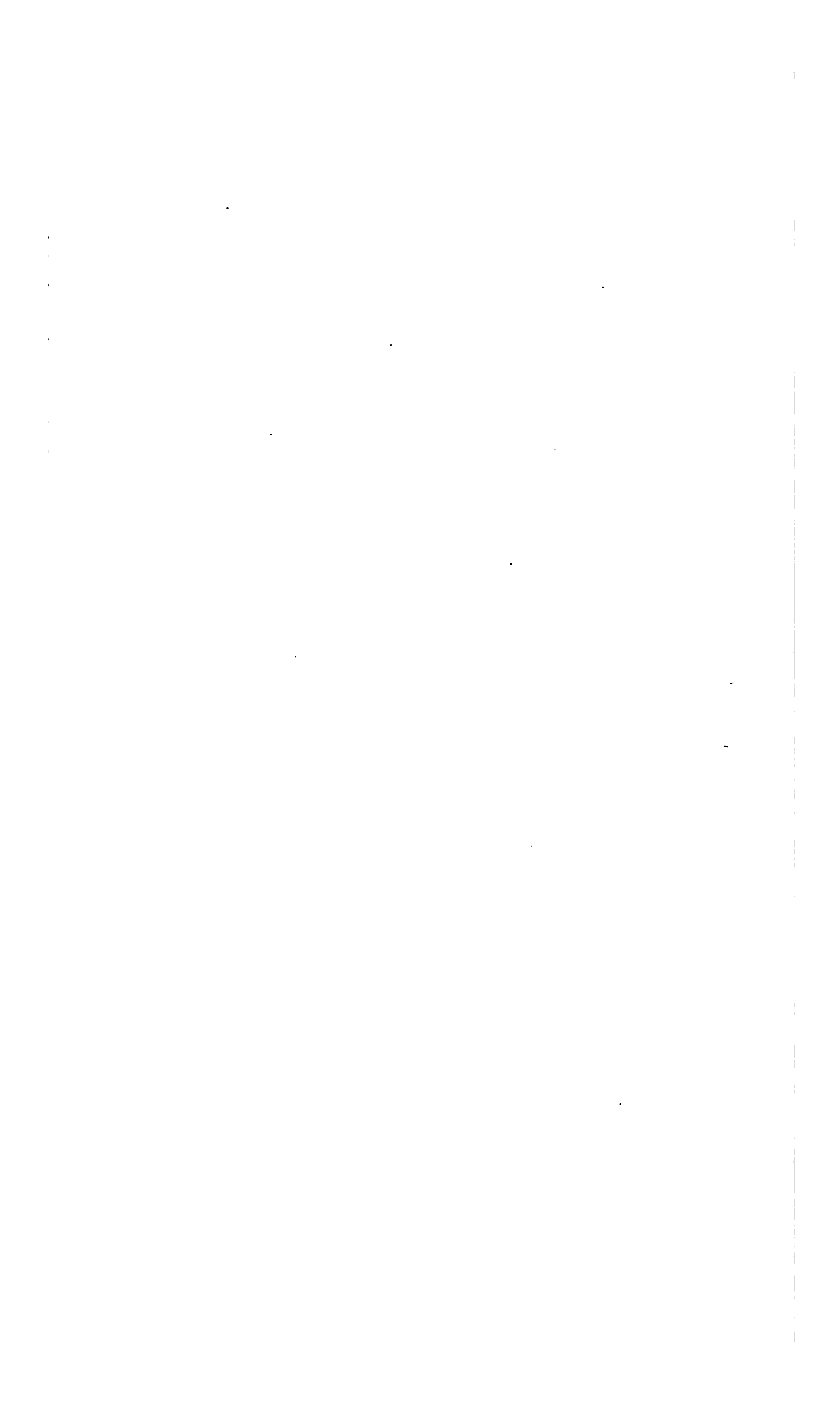
des Sultans, welche alle Forderungen des Internuntius erfüllte.

Eine besondere Genugthuung fühlte Baron Bruck in der Haltung der Vertreter Europas, von denen nicht Einer sich erlaubte, seine Forderungen zu bekämpfen oder ein abmahnendes Wort zu sprechen. Nur ein Staatsmann wurde von dem Vorgehen Bruck's so heftig erregt und derart von Befürchtungen ergriffen, daß er auf die erste Meldung von dem Ereigniß und von der Haltung Bruck's sich zu einem scharfen Tadel hinreißen ließ und ihn für den Ausgang und die Folgen verantwortlich machte. Dieser Staatsmann war Graf Buol, damals Minister des Aeußern. Es war ein Glück, daß zu jener Zeit weder Eisenbahn noch Telegraph eine rasche Verbindung zwischen Wien und Constantinopel herstellte, sondern der Depeschenwechsel mindestens acht Tage bedurfte; Graf Buol hätte sonst durch schwachmüthiges Dazwischentreten den großen Erfolg vereitelt. Für diesen Minister war eben Goethe's Wort „wer allzuviel bedenkt, wird wenig leisten" nicht gesprochen. Die Diplomaten von Metier scheinen überhaupt durch das ewige Grübeln und Klügeln alle Thatkraft zu verlieren und so den berühmten Vorwurf Blücher's, die Feder habe verdorben, was das Schwert gut gemacht, zu verdienen. Darum waren diejenigen Männer gute Diplomaten, welche wie Friedrich der Große, Prinz Eugen, Napoleon, Ignatieff, Bismarck und Bruck entweder Militärs waren oder ein militärisches Wesen besaßen. Hoffen wir, daß diese Erfahrung sich auch auf unseren Honvedgeneral Grafen Andrassy erstrecken wird.

Graf Buol befürchtete nämlich, die Westmächte könnten argwöhnen, Oesterreich habe einen Conflict mit der Pforte vom Zaune gebrochen, um sich einer Coalition gegen Rußland zu entziehen. Ferner fürchtete er, die Pforte könnte, aus asiatischem Hochmuth oder heimlich von russischen Handlangern verleitet, die von Bruck verlangte Genugthuung verweigern, wodurch Oesterreich bloßgestellt oder in unabsehliche Weiterungen sich verlieren müßte. Der ritterliche Kaiser Franz Josef aber, in dessen Geist Bruck sich zu handeln berufen fühlte, sympathisirte mit der Haltung seines Vertreters, und als vollends mit der nächsten Post die Nachricht von dem glänzenden Erfolge eintraf, wurde dem großen Staatsmanne am Bosporus der Ausdruck kaiserlicher Huld und Anerkennung in der ehrendsten Weise zugeschickt.

Bruck war übrigens in seiner Jugend wirklich Soldat gewesen, und zwar als geborener Westphale kraft der in Preußen bestehenden allgemeinen Wehrpflicht. Hierauf bezüglich, erzählte er einmal ein interessantes Erlebniß. Als er im Winter des Jahres 1853 in Berlin den Handelsvertrag zwischen Oesterreich und dem Zollvereine zu Stande brachte, war er Gegenstand vielfacher Ovationen und Mittelpunkt des höheren gesellschaftlichen Lebens. Auf einer Soirée, die ihm zu Ehren im königlichen Schlosse gegeben wurde, machte man ihn mit dem Commandirenden der Mark Brandenburg, Grafen von der Gröben, bekannt. Baron Bruck bemerkte, er habe bereits die Ehre, den Herrn General zu kennen. Dieser sagte, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, daß er sich nicht erinnern könne, wann er das

Vergnügen gehabt habe. Darauf sagte Bruck mit dem herzgewinnenden Lachen, das ihm eigen gewesen: Zu der Zeit, da Graf von der Gröben Commandirender in Coblenz war, habe er vor dem Thore des Platzcommando Schildwache gestanden und vor dem General beim Ein- und Ausfahren salutirt. Dieser Vorgang machte damals in Berlin großes Aufsehen, und stieg der große Staatsmann doppelt in der Achtung und Zuneigung, weil er sich nicht gescheut, an die niedere Stellung in seiner Jugend zu erinnern; auch war man stolz darauf, ihn als Preußen betrachten zu können, wenn er auch dem Kaiser und seinem neuen Vaterlande in unwandelbarer Liebe und Treue ergeben war.



II.

Gesandter und Minister. — Im Harem. — Geschichte eines Palastes. — Die Tartarennachricht. — Bruck und die Russen.

Seit der Costa-Affaire verging kaum ein Tag, der nicht Veranlassung bot, den österreichischen Internuntius in seiner Ansicht über die Lösung der orientalischen Frage zu bestärken. Mit Indignation betrachtete er den Schmutz der Straßen, der sich berghoch bis an das österreichische Palais heranwälzte, die bettelhafte Armuth des Volkes neben den unermeßlichen Reichthümern und dem verschwenderischen Leben der höheren Beamten und Militärs, das Willkür- und Protectionswesen bei der Stellenverleihung an die unfähigsten Personen und das maßlose Bestechungssystem, das alle Kreise vergiftend durchdrang. Da hatte zum Beispiel der Proceß eines österreichischen Geschäftsmannes bezüglich einer Forderung von 36.000 Gulden bereits dreißig Jahre ohne Aussicht auf Erledigung angedauert, bis Baron Bruck die Angelegenheit mit der ihm eigenen Energie

erfaßte und binnen wenigen Wochen die Entscheidung herbeiführte.

Sehr drollig, aber auch sehr bedeutsam für die türkische Verkommenheit war ein kleines Erlebniß, welches der Gesandte Frankreichs, Herr von Lacour, dem Internuntius erzählte. Als derselbe abberufen wurde, machte seine Frau Abschiedsbesuche in mehreren Harems türkischer Würdenträger. In dem Salon der Frau Reschid bewunderte sie eine junge zwölfjährige Zirkassierin von ausnehmender Schönheit. Nun ist es in der Türkei Sitte, dem Gaste sofort den Gegenstand seines Wohlgefallens zum Geschenke anzubieten. Auch Frau Reschid zögerte nicht, die Frau des Gesandten zu bitten, das schöne Mädchen als Geschenk anzunehmen. Frau von Lacour lehnte jedoch mit der Bemerkung ab, sie wüßte nicht, was mit dem Geschenke anfangen, worauf die Frau des Ministers ganz erstaunt meinte, sie könnte doch ihrem Gemahl zuweilen eine Unterhaltung bieten. Es war übrigens bekannt, daß die Frau des Ministers Reschid ein Geschäft daraus machte, schöne Mädchen auf dem Sklavenmarkt zu kaufen, um sie später als Blüthenknospen oder gereifte Schönheiten an türkische Größen zu verkaufen, was man in der türkischen Welt durchaus nicht unpassend fand.

Mit ungewöhnlicher Entrüstung kam Baron Bruck eines Tages von einem Besuche bei dem Commandirenden der französischen Expeditionsarmee, Marschall St. Arnaud, der einen der herrlichsten Paläste des Sultans mit einem am Bosporus-Gelände aufsteigenden Park bewohnte. Diese schöne Besitzung, hatte man ihm dort erzählt, gehörte einst einem reichen Armenier zur Zeit des vorigen Sultan

Mahmud. Dem gewaltigen Großtürken, dem berühmten Besieger der Janitscharen, stach auch die schöne Besitzung ins Auge, als er eine Spazierfahrt auf dem Bosporus machte. Er ließ dort anlegen, und sofort stürzte Herrschaft und Dienerschaft herbei, um sich vor dem mächtigen Gebieter in den Staub zu werfen. Mahmud zeigte sich sehr gnädig, betrat das Haus und genoß huldreich von den kostbarsten Erfrischungen. Zum Schlusse gratulirte er dem Hausherrn zu der schönen Besitzung, die ihn wohl sehr glücklich und beneidenswerth mache. Der Armenier konnte sich für eine solche Herablassung nicht demüthig genug bedanken, schien aber den türkischen Brauch, wornach auf das Lob die Beschenkung mit dem Gegenstande des Wohlgefallens zu folgen hatte, rein vergessen zu haben. Mahmud zeigte sich über den Verstoß gegen die gute Sitte durchaus nicht ungehalten; aber anderen Morgens fand man den beglückwünschten Armenier erdrosselt im Bette, worauf die schöne Besitzung vom Sultan confiscirt wurde.

Als einmal im österreichischen Palais erzählt wurde, daß soeben der neugeborene Sohn des Marineministers Halil Pascha sofort getödtet wurde, weil seine Mutter eine kaiserliche Prinzessin war, und es gegen den Ausspruch des Koran verstieß, mehr als einen Thronfolger am Leben zu lassen, wurde Baron Bruck von dieser Barbarei so ergriffen, daß er mehrere Tage seine gewöhnliche Heiterkeit nicht finden konnte, zumal auch bekannt wurde, daß die arme Prinzessin-Mutter darüber den Verstand verlor.

Da Baron Bruck aus seiner orientalischen Politik **kein** Hehl machte,*) diese auch in den ihm zu Gebote stehenden Zeitungen durch Correspondenzen seines Privatsecretärs vertreten ließ, so war es begreiflich, daß damals wie heute die Türkenfreunde oder Russenfeinde sich hierüber wild geberdeten. Die Wallungen erreichten den höchsten Grad, als die berüchtigte „Tartaren-Nachricht" von der raschen Eroberung Sebastopols alsbald nach der Landung der alliirten Truppen in Wien eintraf. Berauscht von der auf der Börse gewonnenen Million, rief Warrens in seinem Blatte „Wiener Lloyd": „An den Galgen mit allen

---

*) Als Beleg für diese gewiß absichtliche Offenheit möge hier Folgendes erzählt sein: Der Privatsecretär des Internuntius war nicht blos in politische Arbeiten versunken, sondern suchte auch in das einsame und langweilige Gesandtschaftsleben in Constantinopel heiteres Leben zu bringen. Unter Anderem machten dem Internuntius und allem, was zur Gesandtschaft gehörte, die Knittelverse viel Spaß, worin die westmächtliche Politik und die türkische Wirthschaft mit satyrischer Lauge übergossen wurde. Besonders waren es folgende Verse, die eine gewisse Sensation machten.

Von der westmächtlichen Expedition nach Sebastopol hieß es:

„Die rothen Röck' und Hosen
„Der Briten und Franzosen,
„Vergebens sind sie worden
„Verschifft auf hohen Borden."

Letztere wurde in folgender Weise charakterisirt:

„Es sind nur Scorpione
„Die Kinder dieser Zone."

Andere Knittelverse behandelten das Thema, daß die Türken **nicht** mit Hamlet sagen: „Ich habe keine Lust am Manne".

Parteigängern Rußlands!" Es war komisch, wie damals der Auftrag des Grafen Boul nach Bujukdere kam, dem Sultan zu gratuliren. Der Internuntius und der erste Dolmetscher wußten nicht wofür eigentlich zu gratuliren war, zumal nicht lange vorher dem Czaren für die Vernichtung der türkischen Flotte bei Sinope von Wien aus gratulirt worden war, bis der Privatsecretär des Baron Bruck die mit derselben Post gekommenen neuesten Wiener Blätter vorlegte, worin die falsche Nachricht vom Falle Sebastopols mit faustgroßer Schrift als neuestes Telegramm veröffentlicht war, welche Nachricht Graf Buol als in Constantinopel bekannt voraussetzte.

Aus dem bisher Mitgetheilten ergiebt sich wohl deutlich genug, daß, wenn Baron Bruck aus den lautersten und bestpatriotischen Motiven die Beseitigung der türkischen Mißwirthschaft wünschte, er doch weit entfernt war, den Orient Rußland preiszugeben, vollends die österreichischen Interessen verkürzen zu lassen. In dieser Richtung sprach er sich sogar so fest und offen aus, wie es kaum in England von Staatsmännern zu geschehen pflegt. Als nämlich durch Rußlands Hartnäckigkeit der Krimkrieg herbeigeführt wurde, brachte er bei einem diplomatischen Diner den Toast aus: L'orgueil de la Russie sera dompté! „Der Hochmuth Rußlands muß gebeugt werden!" — In Wien waren damals die kleinen Geister auf dem Ballplatze, denen jedes laute, energische Wort ein Gräuel war, und welche die diplomatische Befähigung nur im ewigen Lächeln, in leisem Flüstern und in inhaltloser Rede fanden, über diese wie Kanonendonner klingende Sprache entsetzt. Obwohl west-

mächtlich bis über die Ohren, wollten sie doch den Kaiser Nikolaus nur ein freundliches Gesicht zeigen. Man half sich mit dem Scherze „Baron Bruck müsse betrunken gewesen sein". Graf Buol wäre im Stande gewesen, den größten Staatsmann Oesterreichs abzuberufen, wenn nicht der Kaiser ihm stets gewogen geblieben und ihm unverändert sein volles Vertrauen erhalten hätte, wie er ihn denn auch später zum Finanzminister berief.

Und in der That war der Toast Bruck's nur das Glied eines festgegliederten Systems, welches mit Rußland über die Beendigung der türkischen Wirthschaft einverstanden, ja selbst in dieser Richtung weiter als Rußland gehen wollte, da letzteres nur den Sultan zum Vasallen haben, aber nicht eine volle Umgestaltung der europäischen Türkei wollte. Dagegen war das System Bruck's entschieden gegen die Anmaßung Rußlands, als Mandatar Europas aufzutreten oder separat mit der Pforte die orientalische Frage regeln zu wollen. Dieser Gedanke war aber nicht blos frommer Wunsch, sondern hatte Bruck seine Mittel bereit, sowohl zum erfolgreichen Widerstand gegen Rußland, als auch zur Durchführung des eigenen Gedankens, und zwar in der innigen Vereinigung Oesterreichs mit Deutschland zu Schutz und Trutz nach allen Richtungen und zur endgiltigen Lösung der orientalischen Frage. Das hoffte er auch ohne Krieg erreichen zu können, einmal weil die Macht Mitteleuropas imponirend genug war und dann, weil England nichts einwenden konnte, sobald seine indischen Besitzungen eine erhöhte Sicherheit gegen Rußland erhielten, ferner weil Frankreich befriedigt war, den Czaren Nikolaus gedemüthigt zu sehen

und dieser selbst froh sein durfte, der orientalischen Frage entledigt zu sein, welche die Quelle der unabsehbarsten Bewegungen im Innern Rußlands werden konnte.

Eine solche orientalische Politik bedingte aber auch eine andere deutsche Politik, als sie Graf Buol betrieb, indem er in Frankfurt den Baron Prokesch mit Herrn v. Bismarck fortwährend aneinander gerathen ließ. Dadurch verlor Graf Buol allen Halt zu einer eigenen Politik, schwankte zwischen den feindlichen Mächten rathlos hin und her und beschwor so das Unglück von 1859 und 1866 mit allen weiteren Folgen herauf; man kann sogar sagen, Graf Buol habe den Bismarck geschaffen.

In den voranstehenden Mittheilungen wird der Leser den Schlüssel zu den folgenden eigentlichen Memoiren Bruck's finden, welche der große Staatsmann nach Besprechungen mit seinem Privatsecretär von diesem abfassen ließ und nach Durchlesung diese Arbeit adoptirte, um durch deren Veröffentlichung in das noch nicht ganz aufgeklärte Dunkel jener Zeit hineinzuleuchten und damit bei einem späteren Auftauchen der orientalischen Frage seinem Lande möglicherweise eine Warnung oder einen guten Rath zu bieten.

Baron Bruck's Memoiren.

III.

Die Komödie der heiligen Orte. — Leiningen und Menschikoff. — Aufklärung über den berühmten Paletot. — Drolliges Verschwinden der westmächtlichen Gesandten. — „Alttürkisch.“ — Der Commandant von Constantinopel. — Byzantinische Maskerade.

Die Geschichte des großen Feldzuges, dessen Leitung die europäischen Diplomaten ungern und zögernd in die Hände der europäischen Feldherren überantworteten, ist durch Unkenntniß nur sehr lückenhaft, durch Leidenschaft und nationale Zu- und Abneigung nur sehr gefärbt und entstellt zur Kunde Europas gelangt. Noch nirgends existirt eine schlichte, nach allen Seiten aufrichtige Darlegung des Hergangs. Versuchen wir diese nach vor uns liegenden vielfachen Mittheilungen, deren thatsächlichen Inhalt widersprochen zu sehen wir kaum befürchten dürfen. Wir suchen dabei insofern einen Standpunkt über den Parteien zu gewinnen, als wir die Blößen, die Mißgriffe und Uebergriffe, welche man sich gegenseitig zu Schulden kommen ließ, im historischen Verlaufe einfach darlegen,

ohne sie mit vielem Raisonnement zu verdecken oder zu verbrämen.

Schon die ersten leisen Wetterzeichen der wiederauftauchenden „orientalischen Frage“ gaben Gelegenheit zu mannigfachen Entdeckungen und Vermuthungen. Es war in der That eine merkwürdige Erscheinung, daß der Anstoß zur Krise von Frankreich ausging, indem dieses neue Concessionen in Bezug auf das heilige Grab zu Gunsten der Lateiner erwarb, welche die Anhänger der griechischen Kirche und ihre Gönner verletzte. Man erinnerte sich an die großen Wallungen des Jahres 1840 und wie damals Frankreich die Rheinlinie mit der Schlangenwindung des Bosporus in Verbindung zu bringen wußte.

Der alles vertuschende Optimismus hat die Thätigkeit des französischen Gesandten in Constantinopel, Lavalette, tactlos genannt und ihn der Uebereilung angeklagt, sowie derselbe Optimismus später dem russischen Gesandten, Fürsten Menschikoff, Ueberschreitung der Vollmachten zur Last legen wollte.

Die letztere Behauptung hat sich in der Folge von selbst widerlegt, gegen die erstere spricht die seltsame Bestrafung Lavalette's durch Erhebung zum Senator mit einem Gehalt von 30.000 Francs. Das Auftreten Lavalette's fiel überdies in eine Zeit, wo in Frankreich das neue Kaiserthum gegen vielfache Anfechtungen zu kämpfen hatte, und wo man von Paris aus die eine Hand nach Belgien ausstreckte und mit der anderen in Spanien die Karten mischte.

Selbst die Anregung zum Kampfe der Pforte gegen Montenegro erschien im Zusammenhange mit den damaligen

europäischen Verhältnissen als Zweig derselben französischen Politik, welche, einer Tradition vom alten Napoleon folgend, den Orient theils als Tauschobject, theils als den geeignetsten Boden zu Diversionen betrachtete, um im Westen freie Hand zu bekommen.

England sah es damals gerne, daß Frankreich durch Entzweiung mit Rußland einer englischen Allianz zugetrieben wurde. Auf dem heimischen Boden wurde dadurch die Angst vor einem französischen Ueberfalle beschwichtigt, und in der Levante erwuchs daraus dem britischen Gesandten eine erwünschte Unterstützung für seine weitreichenden Reform-Ideen und für das von ihm getragene Reform-Ministerium des Sultans. Die Sache selbst, die große Eroberung eines Schlüssels zum heiligen Grabe für die Lateiner, konnte England um so gleichgiltiger sein, als die Zahl der Lateiner in der Levante so gering ist, daß die Steigerung des französischen Ansehens bei denselben keinem Machtzuwachs entsprach.

Manche glaubten, die Thätigkeit Frankreichs für die Lateiner habe blos den Zweck, den alten Titel eines erstgeborenen Sohnes der Kirche wieder aufzufrischen und damit das Recht zur Kaiserkrönung durch den Heil. Vater zu erlangen.

Hat Rußland es damals noch nicht an der Zeit gefunden, die den französischen Operationen zu Grunde liegenden Absichten zu stören? Herr von Titoff schien sich mit der geheimen Versicherung der Pforte zu begnügen, daß die an Frankreich gemachten Concessionen nie zur Ausführung gelangen würden. Herr von Titoff wurde

sogar auffallenderweise damals von Constantinopel entfernt und mitten im Winter nach dem Curplatz Baden-Baden auf Urlaub geschickt.

Mittlerweile betrat eine andere Macht den Schauplatz und erregte alsbald im Morgen- und Abendlande volle Aufmerksamkeit. Die Sendung des Grafen Leiningen entsprach in ihrem Inhalte nur den dringenden Pflichten Oesterreichs gegen seine in der Türkei vielfach mißhandelten Interessen, der Machtstellung, welche Oesterreich in den letzten Jahren eingenommen, und der den christlichen Bewohnern der Nachbarprovinzen schuldigen Rücksicht, da diese gegen die ausdrückliche Bestimmung der Tractate mit einer Grausamkeit behandelt wurden, die es unmöglich machte, den Hilferuf der Mißhandelten zu überhören. Ueberdies war Oesterreich aus Gründen der Selbsterhaltung in die Nothwendigkeit versetzt, dem Unwesen ein Ende zu machen, welches die Regierung der Pforte in ein mehr als zweideutiges Licht stellte, indem sie nicht blos dem abenteuerlichen Treiben politischer Flüchtlinge keine Grenzen setzte, sondern sogar solche Leute in Aemtern und Befehlshaberstellen der an Oesterreich grenzenden Provinzen verwendete. Vollends machte der Feldzug der Pforte gegen Montenegro ein energisches Einschreiten unumgänglich, da derselbe eine doppelte Gefahr in Aussicht stellte. Denn mit dem Siege der Pforte wäre eine mit der Sicherheit des österreichischen Staatsgebietes unvereinbare Aenderung des status quo eingetreten, während eine Niederlage der türkischen Armee bedenkliche Bewegungen in der benachbarten slavischen Bevölkerung veranlassen konnte.

Die Berechtigung zu den bestimmt formulirten Forderungen Oesterreichs war so einleuchtend, und die Erkenntniß ihrer Mäßigung und Reinheit von allen Hintergedanken so allgemein, daß sich keine einzige bedeutende Stimme in Europa ernstlich dagegen erhob; der Lärm aber einiger Parteiorgane in England nur als permanente Opposition gegen das eigene Ministerium erschien. In Constantinopel selbst fand Graf Leiningen keine Hindernisse als die alte unvermeidliche Zögerungspolitik der Pforte und einige schwache Versuche auswärtiger Vertreter, die Energie Oesterreichs auf die Probe zu stellen — Versuche, welche an dessen entschiedenen Instructionen scheiterten.

Bald nach der Abreise des Grafen Leiningen erschien Fürst Menschikoff (28. Februar) im Goldenen Horn. In Frankreich und in England gerieth bei dieser Nachricht die Presse in Aufregung. Der Fürst hatte, bevor er sich in Sebastopol einschiffte, Revuen abgehalten, allein für einen so hohen Militär war das eben nicht so außerordentlich, und überdies waren die russischen Streitkräfte an der Grenze durch die Schaustellung doch nicht größer geworden. Der glänzende Empfang des Fürsten durch die griechischen Christen in Constantinopel hätte sich etwa lediglich als ein Zeichen erklären lassen, daß die Griechen nach Abhilfe ihrer Lage seufzten. Der mit der Ankunft des Fürsten eingetretene Sturz des Ministers Fuad hätte, wenn man billig sein wollte, mehr der türkischen Schwäche als dem Auftreten Rußlands Vorwürfe zuziehen sollen. Und wo liegt der Unterschied zwischen der Erhaltung eines osmanischen Ministeriums durch England und dessen Sturz durch Rußland?

Aber die pomphafte Begleitung, die Menschikoff mitbrachte, der Umstand, daß seine Sendung unmittelbar auf die des Grafen Leiningen folgte, die mysteriösen Sagen, die sich an seine Fersen hefteten, sowie er den Boden von Byzanz betrat, alle jene Maßregeln, die er für einen längeren Aufenthalt traf, und die Art, wie er sie traf, erzeugten ein unbestimmtes Vorgefühl kommender Ereignisse, und dieses Vorgefühl behandelte selbst Nichtiges als bedeutungsvoll.

Die Geschichte von dem Paletot, aus der man lächerlicherweise ein welthistorisches Ereigniß machte, war eine armselige Uebertreibung englischer Federn. Beim Sultan erschien der Fürst stets in Uniform, zu der Pforte hingegen kommen alle Gesandten, selbst die Militärs, nie anders als in gewöhnlicher Civilkleidung, und da es eben Winter war, so konnte ein Paletot nicht gegen die Tagesordnung verstoßen! Das russische Cabinet hatte der britischen Regierung von der beabsichtigten Sendung des Fürsten Menschikoff und von deren nächstem Zweck Anzeige gemacht, und beides war von derselben ohne mißfällige Aeußerung angenommen worden. Es liegt auch die Thatsache vor, daß selbst Lord Redcliffe in der ersten Zeit den Fürsten bei der Pforte unterstützte, und daß die Verhandlung ganz ruhig verlief, zumal der neue französische Gesandte, Delacour, in der Angelegenheit der heiligen Stätten die freundlichste Stellung einnahm.

Die damals eingetretene Nachgiebigkeit Frankreichs glaubte man dadurch zu erklären, daß Frankreich seinen ursprünglichen Zweck, Rußland aufzuregen, erreicht habe,

und einerseits seinen Tauschhandel beginnen, andererseits aus Mißtrauen gegen England keine ernstere Verwicklung herbeiführen wollte, bei der England — da es in Betreff der heiligen Stätten persönlich außerhalb der Frage stand — das Heft der Vermittlung allein in Händen gehabt und die Verhandlung in seinem Interesse geleitet hätte. Sowohl England als Frankreich schienen es anfangs darauf abgesehen zu haben, sich bei dem Fürsten Menschikoff und bei dem russischen Cabinete den Rang abzulaufen.

Der russische Dampfer, auf dem der Fürst am 28. Februar in Constantinopel eintraf, führte den Namen „Donnerer" (Gromonossetz). Der Name sollte wohl bedeuten, daß der Czar zu den energischesten Schritten gewillt sei. Auch England hat später mit seinen Dampffregatten „Retribution" (Vergeltung) und „Terrible" ähnliche Demonstrationen gemacht. Bezeichnender und nachhaltiger war die Persönlichkeit des Fürsten Menschikoff, der als Vertreter der altrussischen Politik der Türkei gegenüber betrachtet wurde und der Pforte also wie eine Art Schreckensmann erscheinen mußte.

Der Fürst machte bei der Pforte nach seiner Ankunft blos dem Großvezier einen Besuch, weigerte sich aber bei dem Minister des Auswärtigen, Fuad Efendi, zu erscheinen. Von diesem Augenblicke an hätte sich Niemand länger über den eigentlichen Zweck der außerordentlichen Sendung Zweifeln hingeben sollen, denn es war nun klar, daß es Rußland weniger darauf ankam, ein an sich unmächtiges Schriftstück zu erobern, als vielmehr die ihm feindliche Politik der Pforte durch Beseitigung feindlicher

Personen abzuändern. Fuad Efendi und der Seraskier Mehemed Ruschdi waren es vorzugsweise, welche den in Jerusalem zu Gunsten der Griechen verlesenen Hatischerif durch Concessionen an Frankreich nachträglich illusorisch gemacht hatten.

Da die Gesandten bei der Audienz vom Minister des Aeußern dem Sultan vorgestellt werden, dies aber durch Fuad Efendi, der den Fürsten Menschikoff noch nicht bei sich gesehen hatte, nicht geschehen konnte, so mußte die Pforte entweder eine Aenderung in der Besetzung des auswärtigen Amtes vornehmen oder den außerordentlichen Gesandten des Czaren ohneweiters heimsenden. Zu letzterem mochte sich der Sultan nicht entschließen und die antirussische Partei hatte damals noch nicht die Macht, ihn zu einem solchen Schritte zu drängen. Auch war der ausländische Rath der Pforte abwesend, und man mochte ohne seine Zustimmung nicht die Dinge auf die Spitze treiben.

Die Abwesenheit des englischen Gesandten zu einer Zeit, wo das Erscheinen eines Mannes wie Fürst Menschikoff bedeutende Manöver, vielleicht verhängnißvolle Metamorphosen erwarten ließ, gab zu weitgehenden Vermuthungen Anlaß. Man glaubte, daß England den russischen Staatsmann absichtlich allein auf dem Platze ließ, um zu sehen, ob er sich so eher zu Schritten verlocken ließe, die den Riß zwischen Rußland und der Pforte erweitern, und in der öffentlichen Meinung Europas alles Odium auf Rußland werfen mußten. Man glaubte ferner, daß entweder zwischen England und der Pforte ein geheimer Allianzvertrag bestehe, aus dem man die Sicherheit schöpfte, daß

Fürst Menschikoff keine durchgreifende Wandlung der osmanischen Politik bewirken könne, oder daß England die Pforte in Verlegenheit gerathen lassen wollte, um sie zum Abschluß eines Allianzvertrages zu zwingen. Am richtigsten dürfte die Meinung sein, daß England durch die Abwesenheit seines Gesandten alle Welt, und vielleicht Rußland selbst, in der Täuschung halten wollte, daß das Wesen des damaligen Standes der orientalischen Frage in einem directen Kampfe zwischen Rußland und England bestehe, und zwar über die Grundsätze, die bei der Gestaltung und Entwicklung eines Reiches herrschend und leitend sein sollten, dessen Ländergebiet die benachbarten Staaten weithin begrenzte und dessen Völkerschaften mit denen der zwei angrenzenden absolut regierten Reiche so vielfache Verwandtschaft und Bezüge hatten!

Ob Frankreich diesen Gedanken Englands theilte, oder ob es sich den englischen Handlungen nur als Wächter anschloß, ist noch heutigen Tages nicht zur klaren Erkenntniß durchgedrungen. Im Verlaufe des ganzen schwebenden Streites trat Frankreich nur als Secundant auf, in dessen Eigenschaft es liegt, den Kampf zu fördern oder aufzuhalten. Bei der Ankunft des Fürsten Menschikoff zog auch Frankreich seinen Gesandten zurück und besetzte den Posten zu derselben Zeit wieder, als Lord Redcliffe in Constantinopel eintraf. Die Eile, mit der Herr von Lavalette einer Zusammenkunft mit dem Fürsten Menschikoff sich entzog, war so groß, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, den Ferman zur Durchfahrt bei den Dardanellen für seinen Kriegsdampfer

abholen zu lassen, was dem Schiffe bei der Passage einige Kanonenschüsse zuzog.

Die Entfernung Fuad Efendis war also durch all' die erwähnten Rücksichten als nothwendig befunden, und am 2. März erhielt derselbe die angeblich verlangte Entlassung.

Bei der neuen Besetzung des Postens suchte die Pforte mit gewohnter Schlauheit der Schlauheit Rußlands zu begegnen, indem sie diesem einen Vorwand zu nehmen und durch bloße Namensveränderung zu entschlüpfen beabsichtigte. Anfangs dachte man daran, das Portefeuille des Aeußern Namik Pascha zu verleihen, dem einzigen bedeutenderen Mitglied des Divans, welches die Bewilligung der Leiningen'schen Forderung nicht hat unterschreiben wollen. Dies wäre ein Seitenstück zu den doppelten Fermans in Betreff der heiligen Orte gewesen. Bei der Pforte nahm man nämlich als sicher an, die Sendung des Fürsten Menschikoff bezeichne zugleich das Mißvergnügen Rußlands über die Bereitwilligkeit, mit welcher man die österreichischen Forderungen angenommen hatte. Wie Namik Pascha gegen Rußland gesinnt war, hat er später als Handelsminister im Ministerium Reschid gezeigt, wo er sich zu den eifrigsten Agitatoren der Kriegspartei gesellte. Doch eben der halb offene, halb geheime Fortbestand der Antipathie gegen Rußland machte es bedenklich, sich auch Oesterreich zu entfremden. Nach vielem Berathen und Umfragen wurde endlich am 6. März Rifaat Pascha ernannt, dessen Antecedentien den Nachbarstaaten keinen Grund zum Mißtrauen gaben.

Wer etwas schärfer blickte, konnte jedoch an diese Ernennung keine Hoffnung auf einen freundlichen Austrag knüpfen. Denn Rifaat galt für einen schwachen Mann, der gegen den leidenschaftlichen Großvezier Mehemed Ali (dem später vielgenannten Seraskier) in Unbedeutendheit und Unmacht versinken mußte. Die Ernennung Rifaat's unter Beibehaltung der anderen Persönlichkeiten erinnerte an das Wort eines Kenners der orientalischen Verhältnisse: „Die Aengstlichkeit der türkischen Staatsmänner läßt sie oft als wohlmeinend erscheinen!"

Indeß war durch diese Formalität der Besuch des Fürsten Menschikoff beim Minister des Auswärtigen und am 8. März die Audienz beim Sultan ermöglicht. Ziemlich schroff war bei der Audienz die Anrede des in militärisch stolzer Haltung auftretenden Gesandten, sie sprach Bedauern aus über die in letzter Zeit nicht sehr freundliche Behandlung der russischen Mission, Erwartung der Erfüllung eingegangener Verträge und Hoffnung auf befriedigende Regelung streitiger Punkte, Alles in einer Weise, welche die Besorgnisse der Pforte vermehrte.

Bezeichnender waren aber noch zwei Aeußerungen, die der Fürst an die allgemein gehaltene Anrede knüpfte. Er bat den Sultan, ihm nach Lesung des kaiserlichen Handschreibens eine zweite Audienz zu gewähren, und erklärte ferner seine Absicht, den ehemaligen Großvezier Chosrew Pascha zu besuchen. Mit Beiden war ein Mißtrauensvotum dem Ministerium gegeben und in Chosrew das Mittelglied angedeutet, durch welches das zerissene Band zwischen Rußland und der Pforte wieder angeknüpft

werden könnte, falls man dem Czaren sich gefällig zeigen wollte.

Ueber listige Zurückhaltung hatte sich Europa wenigstens hierbei nicht zu beklagen, denn die Verbreitung dieses Vorganges war zu gewärtigen, da der bei der Audienz intervenirende Minister Rifaat in dem Mißtrauensvotum einbegriffen war. Auch begab sich Fürst Menschikoff von der Audienz sogleich nach Emirghan in den Palast des alten Chosrew, vor den Augen aller Welt, auf demselben Dampfer, der ihn nach dem Palaste Tschiragan gebracht hatte.

Bekanntlich hatte der Sultan lange vor Leiningen's und Menschikoff's Sendung seine Neigung zum alttürkischen System und sein wechselndes Mißtrauen gegen die Reformpartei schon auf mannigfache, unzweideutige Art kundgegeben.

Wenn nun bei jenem Benehmen Menschikoff's fast von allen Seiten sich Anklagen wegen Eingriffe in die Souveränetät des Sultans und die Selbstständigkeit der Pforte erhoben, so erwiderten die Freunde Menschikoff's, seine Hinwirkung auf einen totalen Minister- und Systemwechsel sei nur als eine Befreiung des Sultans von einer ihm aufgedrungenen Politik und deren Trägern erschienen.

Sie fügten bei: „Die ganze Regierungszeit Abdul Medschid's charakterisire der Kampf eigener Wünsche und Ansichten gegen bewältigende Ereignisse und Parteien. So oft der Sultan sich ein wenig frei fühlte, sei es immer Chosrew und die „alttürkische“ Richtung, die er ans Ruder berufen — derselbe Chosrew, der beim Regierungsantritte

Abdul Medschid's am 1. Juli 1839 an die Spitze der Regierung gestellt und mit der wieder eingeführten Würde eines Großvezziers bekleidet worden. Aber dem Sultan sei seine damalige „Emancipation" theuer zu stehen gekommen. Der Admiral der türkischen Flotte, Achmed Fawzi, sei zu seiner unerhörten Felonie, zu der bekannten Auslieferung der türkischen Flotte an den Vicekönig von Egypten, Mehemed Ali, bewogen worden."

„Der Schrecken des Serails über dieses Ereigniß und die in London eröffnete Conferenz hätten dem Agenten Englands, Reschid Pascha, das Uebergewicht dem Rathe der Hohen Pforte gegeben, und der bald darauf (3. Nov. 1839) von diesem Minister erlassene Hatischerif von Gülhane habe dem Osmanischen Reiche ein fremdes Element eingeimpft, welches die fremden Urheber fortan als Krankenwärter unentbehrlich machen sollte. Von dieser Zeit sei denn der Sultan auch wirklich dem Willen Englands und der von ihm designirten Minister unterthan geworden."

Der alte Chosrew steht an der Spitze eines Theiles der „alttürkischen Partei", die man irrthümlich mit der Kriegspartei verwechselt. Die Kriegspartei bildet im gegenwärtigen Ministerium eine Coalition mit den Reformern, welche von jener Fraction der Alttürken als religiöse und politische Revolutionäre verabscheut und als Ruin des Osmanischen Reiches gehaßt werden. Der religiöse Grundsatz jener alttürkischen Fraction ist: Geben wir dem Christen was des Christen ist, und man wird den Islam auf seinem Boden gewähren lassen. In politischer Beziehung wollen sie von Europa so wenig als möglich Notiz nehmen und

sich auch dessen Beachtung entziehen, was sie leicht bewerkstelligen zu können wähnen, da sie außerhalb der Verträge von 1815 stehen. Die Nachbarstaaten, die ihnen allein gefährlich werden können, wollen sie, so versichern sie, durch die ehrlichste Freundschaft zum Frieden zwingen, und durch diese Freundschaft gedeckt, glauben sie auf den fernen Westen mit Gleichgiltigkeit blicken zu können. Neben diesen Grundsätzen wurde der alte verschlagene Chosrew (auf dessen Principienstrenge wir nie zählen möchten) persönlich als eine besondere Bürgschaft eines für Rußland freundschaftlichen Verhältnisses betrachtet, da er es gewesen, der mit dem Grafen Orloff, am 8. Juli 1833, die Allianz von Hunkiar-Scelessi geschlossen hatte. Die Kundgebung der russischen Wünsche erreichte ihren unverschleierten Ausdruck, indem Fürst Menschikoff dem alten Chosrew das Porträt des Kaisers Nikolaus in Brillanten überreichte. Daß damit gegen die Selbstständigkeit des Sultans demonstrirt worden sei, war wenigstens damals im Serail nicht zu erkennen. Dort herrschte Freude, es waltete da noch der Einfluß der Sultanin Valide, der Gönnerin und Gesinnungsverwandten Chosrew's, und darin glaubte die russische Partei den eigentlichen Gedanken des Sultans genugsam zu erkennen! Aber sie vertraute da auf zwei unsichere Stützen. Die Sultanin Valide starb eines raschen Todes, und der alte Chosrew unterschrieb mit eigener Hand das Gutachten der großen Rathsversammlung, die auf Krieg gegen Rußland antrug. Auf so schwankem, dünnem Boden hätte Fürst Menschikoff, wenn es ihm um mehr als das Geräusch zu thun war, mit leiserem Fuße auftreten sollen. Seine Gegner

waren für den Moment enthaltsamer und der Zukunft sicherer.

Nachdem die russische Mission ihren Curs in der erwähnten Weise angedeutet, begann sie zu laviren, als wolle sie dem Sultan Zeit lassen, entsprechende Beschlüsse zu fassen und durchzuführen. Die Angelegenheit der heiligen Stätten trat in den Vordergrund und diente als Faden der Verhandlungen. Diese Frage war zugleich geschickt gewählt, um Frankreich von England zu trennen, indem man das allein an dieser Verwicklung betheiligte Frankreich isolirte, oder durch Concessionen zu sich herüberzog. Noch vier Wochen nach Ankunft des Fürsten schien Rußland, um Frankreich zu schonen, auf der Revocirung des Fermans zu Gunsten der Lateiner nicht bestehen zu wollen, aber es wünschte die Frage auf Grundlage des alten Brauches und bestehender Verbindlichkeiten geordnet zu sehen. Der Fürst verlangte deshalb ein Protokoll über den gegenwärtigen Besitzstand der heiligen Stätten, „zur Vermeidung aller Reibungen und Streitigkeiten in der Zukunft". Die Pforte dagegen, ihre Souveränetät mit ängstlicher Eifersucht auch in den geringsten Formen wahrend, wollte den Besitzstand mittelst eines Fermans, das heißt mittelst eines von ihr erlassenen Decrets constatiren.

Um der Pforte entgegenzukommen, wollte sich der Fürst mit einem diplomatischen Acte, nämlich mit einer declarirenden Note begnügen, worauf die Pforte gleichfalls nicht eingehen mochte. So war denn für Rußland mit dieser dauernden Opposition der Beweis geliefert, daß das feindliche Element trotz der Ernennung Rifaat's herrsche,

und die geheime Quelle dieses Sinnes des Widerstandes machte sich bald durch die Nachricht bemerklich, daß die Mittelmeerflotte Verstärkung erhalte. Der Zweck dieser Demonstration, nämlich Einschüchterung des Sultans und Ermuthigung der Gegner Rußlands, war um so erkennbarer, als Herr v. Lavalette früher bei jeder Gelegenheit gleich mit einer Flottensendung gedroht hatte. Den Versicherungen Rifaat Paschas von seinen besten Absichten für Rußland konnte der Fürst kein Vertrauen schenken, weil er nach dem, was geschehen, besten Falls den schwachen Mann als einen blos zur Täuschung vorgeschobenen Posten betrachten mußte, der selbst in die Operationen des Hauptquartiers nicht eingeweiht war, wie denn auch wirklich der Großvezier Mehemed Ali mit dem abgesetzten Fuad Efendi fortwährend in innigster Beziehung geblieben war. Es ist überdies Thatsache, daß Rifaat selbst die Hindernisse, die er vorfand, und die unüberwindliche Abneigung seiner Collegen in der Sanctuarienfrage, „ohne Frankreichs Einvernehmen“ vorzugehen, sich nicht anders erklären könnte, als durch die Annahme, sein Vorgänger habe der Pforte durch einen Allianzvertrag mit Frankreich die Hände gebunden. Ueber die Richtigkeit dieser Vermuthung haben sich seitdem keine anderen Anzeichen vorgefunden, als die aller Welt bekannten Schritte der Westmächte, doch ist zu erwähnen, daß in Pera ein Schriftstück als angebliche Copie eines solchen Vertrages umlief. Mit Gewißheit läßt sich nur behaupten, daß auf die Pforte durch allerlei beängstigende Nachrichten eingewirkt wurde. Unter Anderem ward ihr bedeutet: Ruß-

land werde noch mit ganz anderen Forderungen hervortreten, es gehe damit um, den griechischen Patriarchen und die Geistlichkeit unter seine Botmäßigkeit zu bringen, ja bald fing sie an zu fürchten, Rußland bereite einen Christenaufstand, um die nächsten Ostern in der „Sofia" zu feiern, und mache große Rüstungen, um solche Eventualitäten sogleich zu unterstützen.

Unter dem Eindrucke dieser Umstände mußten wohl die Berichte des Fürsten Menschikoff an das Cabinet von, St. Petersburg eine Färbung gewinnen, welche den Czaren überzeugte, daß die früheren düsteren Meldungen des Geschäftsträgers Herrn v. Ozeroff über den immer gebieterischer werdenden Einfluß der westlichen Politik wohl begründet waren, und die militärische Bewegung, die anfangs nur als Demonstration zur Unterstützung der außerordentlichen Mission in einem geringen Maßstabe stattfand, wurde nun in ernster Weise betrieben.

Selbst die auffällige Freundlichkeit, welche die Pforte damals gegen Oesterreich kundgab, konnte Rußland nur als Anzeichen feindseliger Stimmung und der Absicht, zwischen den beiden Nachbarstaaten Mißhelligkeiten zu stiften, betrachten, wie man denn auch in der politischen Welt von Pera und an den europäischen Höfen die Meinung zu verbreiten suchte: Oesterreich habe in Betreff der heiligen Stätten gegen Rußland Stellung genommen. In der That aber war man auch gegen Oesterreich trotz aller äußeren Freundlichkeit nicht besser gesinnt. Selbst bei Rifaat wurden vergebliche Vorstellungen betreffs der Flüchtlinge gemacht, und die dringend befürwortete bessere Behandlung der Christen

in Bosnien und der Herzegowina, deren Mißhandlung selbst der englische Geschäftsträger Oberst Rose einen türkischen Selbstmord genannt, ließ lange auf die Ausführung warten.

Fürst Menschikoff drängte, in den ersten Tagen des April, die Pforte die Angelegenheit der heiligen Stätten zu ordnen, bevor der englische Gesandte Lord Redcliffe eintraf, den Chosrew den Commandanten von Constantinopel nannte. Noch am 2. gab der Fürst ein großes Festessen, bei dem er einen Toast auf den Sultan ausbrachte.

Allein die Angelegenheit machte keine rascheren Schritte, da die Pforte durchaus ohne Frankreich nichts thun wollte, der französische Geschäftsträger Benedetti aber am 4. April erklärte, er habe eben Instructionen erhalten, die ihm vor Ankunft des Gesandten Delacour keine Negocirung erlaubten, und er müsse gegen jede Handlung ohne Zustimmung Frankreichs protestiren. Gleichzeitig erfuhr man das Auslaufen der französischen Flotte nach der Levante, und am 5. April erfolgte die Ankunft Lord Redcliffe's in Constantinopel.

Während Rifaat sich über das Auslaufen der Flotte bestürzt zeigte, erklärte der Großvezir Mehemed Ali die Flottenbewegung als eine Maßregel der Vorsicht, womit er ironisch auf eine ähnliche Aeußerung des Fürsten Menschikoff in Betreff der russischen Rüstungen anspielte. Auch die türkische Flotte wurde damals in ungewöhnlichem Umfange ausgerüstet, was aber Rifaat als alljährlichen Brauch darstellte. Lord Redcliffe beeilte sich mit dem Fürsten

Menschikoff zusammenzukommen, und schien sich überhaupt auf's Beste zu Rußland stellen zu wollen. Er war nicht gut auf Frankreich zu sprechen, dem er die ganze Verwicklung zur Last legte, und tadelte die französische Flottendemonstration als eine Unbesonnenheit. Von der englischen Mittelmeerflotte versicherte er, sie werde Malta nicht verlassen. In Betreff der heiligen Stätten schien der Lord den russischen Forderungen nicht abgeneigt, er meinte sogar: ein directer Einfluß Rußlands auf die griechische Kirche könnte sehr heilsam werden, namentlich Mißbräuchen entgegenwirken, die Willkür der Geistlichen beschränken und deren Gewinnsucht zumal bei der Wahl der Bischöfe überwachen!

England, versicherte er, sei für die Prosperität des türkischen Reiches, und seine Instructionen verböten ihm nicht, Rußland dabei theilnehmen zu lassen. Doch rieth er, die Ankunft Delacour's abzuwarten, womit sich Fürst Menschikoff einverstanden erklärte.

Delacour traf schon am Sechsten, einen Tag nach dem Lord, ein. Seine versöhnliche Haltung contrastirte auffallend mit der seines Vorgängers. Das Auslaufen der französischen Flotte bezeichnete er als ganz unverfänglich. Salamis sei die gewöhnliche Sommerstation, nur hätte die Ausfahrt dieses Jahr vier Wochen früher stattgefunden.

Auch die Pforte schien um diese Zeit etwas mürber geworden. Sie befahl osmanischen Schiffen, Klek und Suttorina bis auf weitere Vereinbarung zu meiden; die Blokade von Albanien wurde aufgehoben; zur Entfernung

der Flüchtlinge aus Omer Paschas Armee wurde Anstalt gemacht, und in der Herzegowina wurde an die Stelle Ismail Paschas in der Person Skodralli Mustapha's ein Gouverneur eingesetzt, der als den Christen günstig galt und mit der slavischen Sprache vertraut war.

Ueber die eben bekannt gegebene Ernennung des Herrn von Bruck zum Internuntius äußerte die Pforte ihr besonderes Vergnügen.

IV.

Diplomatische Schattenspiele. — Griechische Geistlichkeit als Gegner Rußlands. — Menschikoff am Rock gefaßt. — Politischer Tod einer Sultanin. — Russischer Einmarsch. — Gerade wie heute.

Einige Tage nach der Ankunft der beiden Botschafter in Constantinopel ereigneten sich zwei Zwischenfälle: die Entlassung des Ministers Garaschanin in Serbien durch russischen Einfluß, und die Weigerung des Seraskiers Mehmed Ruschdi (später Muschir der Garden), an den Verhandlungen mit dem Fürsten Menschikoff theilzunehmen. Rifaat Pascha, der Minister des Auswärtigen, hatte ihn zur Theilnahme aufgefordert, weil er wohl wußte, daß die anderen Minister seine versöhnlichen Absichten nicht theilten und er die Last der Verantwortlichkeit nicht allein übernehmen wollte. Der Widerstand des Seraskiers ging so weit, daß er lieber dem Sultan seine Entlassung anbot, die aber nicht angenommen wurde. Letzterer Fall bewies, wie man es eigentlich bei der Pforte meinte, und daß mit Rifaat nichts zu Stande kommen werde. Andererseits zeigte Rußland durch seine Thätigkeit in Serbien zur Entfernung

eines demokratischen Ministers, daß es auf seiner Hut sei und sich durch die äußerlichen Höflichkeiten nicht hinter's Licht führen lasse. Als es sah, wie tief dadurch die Empfindlichkeit der Serben berührt wurde, ließ es von Weiterem ab.

Die Verhandlungen in Constantinopel nahmen seit jener Zeit einen herberen Charakter an.

Rifaat, den die gelungene Demonstration des Seraskiers ängstigte, sagte nun geradezu: Die Pforte wolle auf die Vergleiche innerhalb der bestehenden Verträge eingehen, werde aber darüber hinaus sich durch keine Drohung bewegen lassen. Fürst Menschikoff äußerte in bestimmter Weise: Rußland beanspruche weder Betheiligung bei der Ernennung der Partriarchen und Bischöfe, noch fordere es Sitz und Stimme im Gerichte über die Geistlichkeit, doch dürfe es nicht von einem Fuad oder Ali abhängen, ihm das Recht zu bezüglichen Anfragen streitig zu machen, daher müsse er auf einem diplomatischen Act bestehen. Schlimme Erfahrungen hätten die Nothwendigkeit erzeugt, frühere Tractate zu präcisiren.

Der gesteigerte Ton des Fürsten schien eine Folge der gegen Mitte April an ihn gelangten Weisungen, die Angelegenheit zu beschleunigen. Auch hatte er die Ueberzeugung erlangt, daß die Berufung der englischen Flotte durch Oberst Rose, die bekanntlich so viel Lärm in der Welt gemacht, vom Großvezier veranlaßt worden sei, und daß Oberst Rose nicht, wie man nachträglich von London aus verbreitete, seine Instructionen überschritten, sondern dieselben nur etwas zu früh enthüllt hatte. Man erfuhr

zudem, daß die Schlösser des Bosporus mit Munition versehen wurden, daß die Pforte schon einige Wochen zuvor 18.000 Mann nebst Geld und Kriegsschiffen von Abbas Pascha verlangt und die bestimmte Zusage erhalten hatte, was gewiß nicht ohne auswärtige Mitwirkung in Egypten so leicht bewerkstelligt wurde. Auch blieben die nächtlichen Arbeiten zur Ausrüstung der türkischen Flotte kein Geheimniß. Delacour machte damals halbe Concessionen, die einem Vergleiche ähnlich sahen, aber die Entscheidung nur hinhielten, und er war einem diplomatischen Act der Pforte im Sinne Rußlands nicht abgeneigt, wobei er blos frühere Rechte Frankreichs verwahren wollte.

Einen solchen diplomatischen Act bekämpfte dagegen Lord Redcliffe auf's entschiedenste, während er in Betreff der heiligen Stätten sich ganz beifällig für die russische Ansicht äußerte. Bemerkenswerth ist noch, daß der Fürst um diese Zeit die ihm von österreichischer Seite angebotenen bons offices ablehnte, indem er sich jedoch vorbehielt, bei dringender Nothwendigkeit davon Gebrauch zu machen. Der Fürst dachte vielleicht durch verfrühte Annahme der österreichischen Vermittlung ein Zeichen von Schwäche zu geben, während er durch Ablehnung dieses Anerbietens eine einschüchternde Haltung gewinnen konnte. Wirklich wurden bald darauf von Delacour neue Concessionen gemacht. Die Ordnung des Gottesdienstes in Gethsemane nach Vorschlag des griechischen Patriarchen wollte er ad referendum nehmen, ebenso die Ueberwachung des Kuppelbaues durch den Patriarchen. Da übrigens die hölzerne Kuppel selbst weder Bild noch Inschrift hatte, die

Bilder der vier Evangelisten aber sich an den Arcaden befanden, die keiner Ausbesserung bedurften, so war der Streit an sich beendigt. Der französische Gesandte conferirte persönlich mit dem Fürsten, und es gewann dadurch den Anschein, daß der Streit à l'amiable geschlichtet werden dürfte.

Aber nun zeigte es sich, daß die Angelegenheit der heiligen Stätten nur das ostensible Terrain war, während das sogenannte Protectorat oder vielmehr der diplomatische Act das eigentliche Stichwort bildete. Frankreich, das früher Widerpart hielt, trat nun zurück und machte mit vollen Händen Concessionen, während England, das früher die heiligen Stätten an Rußland verschenken wollte, jetzt als der eigentliche Löwe des Tages auftrat. Die Pforte, welche in Bezug auf die heiligen Stätten mit Frankreich Widerstand geleistet hatte, setzte jetzt und noch hartnäckiger in Bezug auf den diplomatischen Act im Bunde mit England den Streit fort. Gewonnen hatte nur England, und zwar nach allen Seiten hin. Lavalette's Wirksamkeit war insofern fortdauernd geblieben, als die Mißhelligkeit zwischen Rußland und Frankreich, trotz der Concessionen Delacour's, die zu spät kamen, um der Stellung Rußlands zur Pforte nützlich zu werden, fortbestand, und Frankreich ohne eigentlichen Grund und Vortheil auf die Seite Englands gedrängt blieb und am Schlepptau dieser Politik weiter ging. Die Pforte selbst war jetzt ganz in den Händen Englands, weil Delacour gegen den diplomatischen Act nicht eingenommen war und überhaupt keine

Festigkeit gezeigt hatte. Das Zerwürfniß der Pforte mit Rußland war auf eine Frage gedrängt, durch welche es unheilbar gemacht werden konnte, und — auch die Griechen waren für England gewonnen, indem dieses mit Rußland zusammen ihnen Vorrechte über die Lateiner errang, dagegen im Bunde mit der Pforte jeden Schein von russischem Protectorat auf's äußerste bekämpfte.

Die intimen Beziehungen Lord Redcliffe's zu der russenfeindlichen griechischen Familie Vogorides und zu dem von ihr unterstützten Patriarchen von Constantinopel Germanos waren früher nur Wenigen bekannt; von jetzt an trat diese Verbindung immer offenkundiger hervor und gelangte im Laufe des Streites dahin, daß England ohne Noten, Sende und Convention, blos durch das Zaubermittel des benützten Eigennutzes und geschmeichelter Gelüste, das Protectorat über die Griechen in einer Ausdehnung gewann, wie man dasselbe in St. Petersburg vielleicht selbst für ferne Zeiten kaum zu hoffen gewagt hatte.

England gab später den Griechen Verhaltungsbefehle, dictirte Adressen und designirte Patriarchen.

Das Patriachat und die höhere griechische Geistlichkeit fürchteten nichts so sehr als ein Aufgehen der anatolischen Kirche in die russische, daher der Lärm, den später der ungeschickte unglückliche Ausdruck greco-russe als Bezeichnung für die griechische Kirche in einem russischen Circular gemacht hat. Gegen Eingriffe von Seite der Pforte in die Rechte der griechischen Geistlichkeit fühlte sich diese durch das dem Patriarchen von Constantinopel ertheilte groß-

herrliche Ernennungsdecret, sowie durch England und die allgemeine Zeitströmung hinlänglich geschützt. Für die persönlichen, nicht sehr reinen Interessen des griechischen Clerus war eine muselmanische Souveränetät und eine protestantische Schutzmacht bequemer als jede andere. Von dem inneren Getriebe des Eigennutzes und der Ausbeutung hatte die türkische Regierung wenig Kunde, und kümmerte sich überhaupt nur soweit darum, als sich für sie damit eine Geldquelle eröffnen ließ, namentlich für einzelne Pfortenminister. Ueberdies lag es in der antirussischen Politik der Pforte, dem griechischen Clerus in jeder Beziehung durch die Finger zu blicken, ihn an ein laxes Regiment zu gewöhnen, und ihn so gegen jede Einmischung einer so gewaltbewaffneten Kraft wie das St. Petersburger Cabinet auf's tiefste einzunehmen.

Eigentlich aber hatten Pforte und Patriarchat mit einer solchen Intrigue dem russischen Cabinet gefährliche Waffen in die Hand gegeben. Es wäre nicht schwer gewesen, die niedere Geistlichkeit und die griechischen Contribuenten, die in ihrer Stellung und in ihrem Interesse von den Oberen beeinträchtigt wurden, zu einer Erhebung fortzureißen, welche die weltliche wie die hierarchische Herrschaft über den Haufen geworfen und sowohl dem Scepter wie dem Patriarchat von St. Petersburg eine breite Bresche geöffnet hätte. Sei es indeß, daß man in St. Petersburg diesen Mitteln, als möglicherweise zu weit führend, mißtraute, sei es, daß man den Besitz von Constantinopel wenigstens für jetzt, als ein gefährliches Geschenk und die revolutionirte Türkei als verderbliches Erbe betrachtete, so viel ist gewiß,

daß sich die Thätigkeit Rußlands bis jetzt nicht in die unteren Kreise verloren hatte. Im Gegentheile ergab sich aus seiner Anstrengung für einen Systemwechsel bei der Pforte selbst und für die Einräumung einer Censur über das Patriarchat, daß man an dem Fortbestand beider Oberhoheiten vorerst nicht zu rütteln gedenke.

Wir wissen nicht, ob dem Fürsten bis zum 19. April die Lage der Dinge in diesem Umfange schon klar war, aber er schien jedenfalls einzusehen, daß die während seiner bisherigen Anwesenheit angewandten Mittel zu keinem Resultat führten. Er glaubte eines Schlages zu bedürfen, um die Gegner einzuschüchtern und seine Freunde bei der Pforte zu ermuthigen. Unter dem 19. April erließ er eine Note an die Pforte, worin er die Forderungen seines Cabinets scharf formulirte und einen sehr gebieterischen Ton annahm, zugleich verbreitete sich aus dem russischen Hôtel das Gerücht von einer Terminstellung und angedrohter Abreise. In einer Conferenz am 20. zwischen dem Fürsten und dem Ministerium wäre es fast zu einem offenen Bruche gekommen. Als nämlich Rifaat bemerkte, daß die Stellen der Note vom 19., welche die Souveränetät des Sultans antasteten, die Genehmigung des Pfortenconseils nicht erlangen würden, erhob sich der Fürst, um den Conferenzsaal zu verlassen. Der geängstigte Rifaat hielt ihn aber noch an der Schwelle auf, indem er schnell sagte, daß er nur eine persönliche Bemerkung gemacht habe, Berufung an den persönlichen Entschluß des Sultans könne vielleicht den Streit noch schlichten, aber er zweifle, daß etwas bewilligt werden dürfte, was auf directe Einmischung einer

auswärtigen Macht in die Rechte des Landesherrn hinauslaufe. Bei dieser Conferenz sprach der Fürst von einer eventuellen Besetzung der Donaufürstenthümer.

Vierzehn Tage vergingen darauf, ohne daß die Note vom 19. April beantwortet wurde; der Fürst hatte seitdem keinen officiellen Schritt gethan, da er die Wirksamkeit seiner durch die Note unterstützten Freunde abwartete. Da trat am 2. Mai ein Ereigniß ein, welches einen wichtigen Wendepunkt bildete.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai starb die Sultanin Valide, die Mutter des Sultans, welche, wie schon erwähnt, einen bedeutenden Einfluß auf die Entschließungen ihres Sohnes übte, die mächtige Gönnerin des alten Chosrew und die leitende oder geleitete Person der, wie wir oben ausgeführt, weder kriegerisch noch antirussisch gesinnten Fraction der alttürkischen Partei. Mit ihrem Tode hatte die russische Politik den wichtigsten Interpreten im Serail und das letzte friedliche Mittel verloren, um von dem Sultan die russenfeindlichen Räthe zu entfernen, gegen welche selbst bei Lebzeiten der Sultanin der Kampf so mühsam und bisher so vergeblich gewesen war.

Die Besorgnisse, welche der Fürst an dieses Ereigniß knüpfte, gaben sich schon den Tag vor dem Tode kund, indem er den Fürsten Galitzyn in das Serail schickte, um über das Befinden der Erkrankten und die Natur ihrer Krankheit Erkundigungen einzuziehen.

In der That ließen die Folgen dieses Zwischenfalls nicht lange auf sich warten. Schon am 5. Mai erhielt die

russische Mission statt einer Antwort auf ihre Note vom 19. April folgende kurze Zuschrift der Pforte, datirt vom 26. Redscheb 1269 (5. Mai 1853).

„Man hat die Ehre, Ew. Excellenz hiermit die Abschrift des mit dem Handzeichen Sr. Majestät des Sultans versehenen, vom Ende des Monats Redscheb 1269 datirten großherrlichen Fermans mitzutheilen, welcher den zur Schlichtung des Streites zwischen den Griechen und Lateinern über einige Wallfahrtsorte in Jerusalem gefaßten Beschluß enthält; ferner die Abschrift eines anderen Fermans in Bezug auf die durch die Hohe Pforte vorzunehmende Ausbesserung der großen Kuppel an der Kirche vom Kamame. Da es der Wille Sr. Majestät ist, daß die Stipulationen jener beiden Fermane ohne Abänderung zur vollständigen Ausführung gelangen sollen, so beehrt man sich, Ew. Excellenz davon Kenntniß zu geben."

Durch den Inhalt jener Fermane war wohl die Streitigkeit zwischen Griechen und Lateinern zu Gunsten der Griechen und nach der Befürwortung Rußlands entschieden, es war aber damit eigentlich nur der Streit zwischen Rußland und Frankreich, und zwar durch die Nachgiebigkeit Frankreichs und die Beihilfe Englands, beendigt. Der Pforte war es am Ende gleichgiltig, wenn man ihr nur von außen freie Hand ließ, ob sie einen Ferman zu Gunsten der Griechen oder der Lateiner gab; es mußte ihr sogar lieber sein, den Wünschen der Griechen zu entsprechen, da diese die Mehrzahl ihrer Unterthanen bildeten, und es war thöricht genug von ihrem eigenen Standpunkte aus, daß sie sich aus Rücksichten — die noch nicht ganz aufgeklärt

sind — zu jenem die Griechen benachtheiligenden, von Frankreich betriebenen Ferman hatte verleiten lassen. Der eigentliche Streit dagegen, zwischen Rußland und der Pforte, war noch in voller Schwebe, oder vielmehr durch eben jene zwei Fermane erst recht auf seine Höhe gelangt.

Denn Rußland war auf Grund eines Vertrages aufgetreten, worin sich die Pforte gegen Rußland verpflichtete, die Christen im Osmanischen Reiche, worunter der russische Contrahent nur seine Religionsverwandten verstehen mochte, zu beschützen. Dieser Vertrag konnte in Beziehung auf die griechische Kirche durch den zu Gunsten der Lateiner ausgestellten Ferman vom 31. März 1852 als verletzt angesehen werden. Mit der Annulirung dieses Fermans durch einen neuen war nichts Verläßliches erreicht, da die Pforte über kurz oder lang den neuen Ferman durch einen neuesten umstoßen konnte. Rußland erklärte sich daher zu der Forderung berechtigt, daß die Pforte nicht blos durch eine Verordnung, sondern auch durch eine Erklärung an den Besitzer des verletzten Vertrages sich entschuldigend ausspreche. Das Cabinet von St. Petersburg bezeichnete es als nothwendig, dem Vertrage, nachdem er verletzt worden, eine erneute Anerkennung zu verschaffen.

Die Weigerung der Pforte und die Umgehung durch eine blos innere Staatshandlung mittelst jener neuesten Fermane, nahm es als ein sicheres Zeichen, daß die Pforte jenen Vertrag nicht länger beachten wolle, wie denn auch wirklich während der Verhandlungen mit dem Fürsten Menschikoff bei der Pforte die Behauptung ausgesprochen wurde, „der Vertrag von Kainardschi begründe kein

Recht zur Intervention!" Der Vertrag von Kainardschi und die gegenseitigen Interpretationen sollten also bei dieser Gelegenheit ihre Probe bestehen.

Fürst Menschikoff richtete noch am selben 5. Mai eine Note an die Pforte, worin er sich über das Ausbleiben einer Antwort auf seine Note vom 19. April beklagte, den Entwurf einer Convention über den streitigen Gegenstand vorlegte, und den 10. Mai als Termin für eine Beantwortung ansetzte, bei deren Ausbleiben er sich zu peinlichen Schritten genöthigt sehen würde. Diese Androhung wurde mündlich als Einmarsch in die Donaufürstenthümer verdolmetscht. In Betreff dieses angedrohten Schrittes sagte der Gesandte: Rußland beabsichtige keinen Krieg gegen die Pforte, sondern nur eine Execution durch Herbeiführung eines Zustandes, der nicht besser als der Krieg sei und dessen Folgen durch Rückwirkung auf die christlichen Völker des Osmanischen Reiches nicht zu ermessen wären.

Die Ereignisse haben bewiesen, daß diese Worte des Fürsten Menschikoff, den man damals einer Ueberschreitung seiner Instructionen anklagte, vollkommen der Ausdruck seiner Regierung waren. Europa und die Pforte waren also damals schon hinreichend gewarnt, und damals also wäre es an der Zeit gewesen, einen bestimmten Entschluß zu fassen. (Jedenfalls arbeitete mit dieser Drohung Fürst Menschikoff seinen Gegnern in die Hände, während Oesterreich dadurch mißtrauisch und für die Zukunft besorgt gemacht werden mußte.)

V.

Türkische Ueberhebung. — Englisches Ministerium in Constantinopel. — Redcliffe und Menschikoff. — Delacour's Instructionen. — Oesterreichs Stellung. — Rußlands und Europas Berechtigung. — Europas Täuschung.

Als ein Beispiel von türkischer Ueberhebung ist es erwähnenswerth, daß die Pforte selbst in diesem bedrohlichen Momente die Anmaßung hatte, sich über den guten Empfang des Fürsten Danilo von Montenegro in Wien zu beschweren, und damit umging, eine schriftliche Verwahrung an die österreichische Regierung zu senden, was man jedoch später bei der Wendung, welche die Differenz mit Rußland nahm, zu unterlassen für gut fand. Auch war die Pforte geneigt, die russische Note vom 5. Mai gar nicht anzunehmen, sondern sie durch einen Kawassen (Gerichtsdiener) zurückzuschicken, weil sie Fürst Menschikoff nicht durch den Dolmetscher, sondern durch einen Gesandtschaftskawassen überschickt hatte. Dieses Benehmen des Fürsten war allerdings durchaus nicht zu billigen. Er hatte wohl nach Empfang der beiden Fermane andeuten wollen, daß er sich im vollsten Ernst auf einen Standpunkt stelle, wo die diplomatische Höflich-

keit aufzuhören pflegt. Er hätte jedenfalls ein passenderes Mittel wählen sollen.

Während in Europa vielfach die Vermuthung sich geltend machte, daß Rußland, oder wenigstens die moskowitische Partei, vom Anfang nichts anderes im Sinne gehabt als Krieg, Zerstörung des Osmanischen Reiches und Eroberung von Constantinopel, zeigte sich der russische Gesandte auch nach dem 5. Mai bis zu seiner Abreise am 21. sehr thätig, um die Pforte zu einer minder schroffen Haltung zu bewegen. Die Antwort Rifaat Paschas vom 10. Mai schien ihm einen Faden zu weiteren Versuchen zu geben. Obgleich Rifaat nicht die eigentliche Macht bei der Pforte repräsentirte, glaubte der Fürst doch daraus zu ersehen, daß der Sultan und die Friedenspartei sich gegen ein ernstes Zerwürfniß sträubten. In der schon am 11. Mai übergebenen Rückantwort des Fürsten hob er auch den Unterschied hervor zwischen dem Sultan und „einigen übelwollenden und ungeschickten Rathgebern".

Durch den Geschäftsträger Herrn von Ozeroff, den Dolmetscher Argyropulo und den Logotheten Aristarchi — der später wegen seiner Hinneigung zur russischen Politik abreisen mußte — ließ er noch in der eilften Stunde vielseitige Schritte thun, um die Pforte in ein anderes Geleise zu bringen. Aber am 12. kam ein Dampfer von Marseille mit Depeschen der englischen und der französischen Regierung. Man erfuhr bald, daß namentlich England die Pforte ihres Beistandes beim Widerstand versicherte, es hieß auch, daß die Flottensendung an die Dardanellen schon zugesagt

wurde, und wie früher der Minister des Aeußern, Fuad Efendi, nach der Ankunft des Fürsten Menschikoff seine Stelle niederlegte, so reichte jetzt Rifaat Pascha nach der Ankunft der englischen Depeschen seine Entlassung ein. In diesem äußersten Moment that Fürst Menschikoff noch einen außerordentlichen Schritt, um einen Umschwung zu ermöglichen. Er fuhr auf dem Dampfer, den er seit dem 10. Mai, dem Tag des gestellten Termines, bewohnte, plötzlich am 12. von Bujukdere vor den Palast Tschiragan und ließ beim Sultan um eine Audienz ansuchen. Bei dieser Audienz soll Folgendes vorgegangen sein. Der Fürst machte dem Sultan bemerklich, daß seine Minister die Träger einer fremden Politik seien, die das Reich in unabsehliche Gefahren stürzen würde, während ein wahrhaft freundliches Verhältniß zu den nächsten Nachbarn der Türkei am besten entsprechen würde. Der Sultan erwiderte, er sei von den besten Absichten für Rußland erfüllt, indeß bedürften die Forderungen Rußlands der umfassendsten Prüfung. Der Fürst bat nun dringend um einen bestimmten Entschluß, und zwar schon für den nächsten Tag, worauf der Sultan erwiderte, er wolle das Möglichste thun, doch sei ein längerer Aufschub unvermeidlich, weil der Großvezier soeben seine Demission gegeben. In der That hatten der Großvezier, Mehmed Ali, mit der Bemerkung, daß er eher sein Leben als seine Meinung opfern wolle, und der Seraskier Mehmed Ruschdi — derselbe welcher seine Anwesenheit bei den Conferenzen mit dem Fürsten Menschikoff verweigert hatte — ihre Entlassnng eingereicht. Sie wollten dadurch sich Rifaat Paschas entledigen, die Neigung des Sultans zum Nachgeben überwinden,

und durch Einschüchterung der Friedenspartei im Serail ein entschiedenes Ministerium von durchweg gleicher Färbung erzwingen. Die Demonstration gelang ihnen vollkommen. Schon am 13. war ein neues Ministerium, welches man das englische nannte, gebildet. Es bestand aus folgenden Personen: Mustapha, Großvezier; Reschid, Minister des Aeußern; Mehmed Ali, Seraskier; Mehmed Ruschdi, Muschir der Garden; Fethi Achmed, Chef der Artillerie; Haireddin, Polizeiminister; Namik, Handelsminister; Rifaat, Präsident des Divans.

Reschid war der Urheber des Hatischerifs von Gülhane, und sein Name hatte bei den christlichen Unterthanen der Pforte und bei den Liberalen Europas einen guten Klang. Namik Pascha war beim Regierungsantritte des Sultans als leidenschaftlicher Neuerer nach Salonich als Gouverneur verwiesen worden. Während also Gesinnungsgenossen Lord Redcliffe's mit der politischen Leitung betraut waren, hatten sich die heftigsten Russenfeinde und Kriegslustigen der Gewalt bemächtigt. Als Großvezier konnten diese Männer, von denen jeder in seinem Departement unabhängig und allmächtig sein wollte, nur einen sanftmüthigen, übrigens reformfreundlichen Mann wie Mustapha brauchen, und an die Spitze des Divans, des berathenden Körpers, hatten sie in dem ängstlichen willenlosen Rifaat den rechten Mann gefunden, der weniger Rath zu ertheilen, als dem gegebenen Rath zu gehorchen wußte.

Der Notenwechsel und die Verhandlungen, die nach Einsetzung eines solchen Ministeriums noch stattfanden,

konnten voraussichtlich zu keiner Verständigung mehr führen; sie erinnerten an das berühmte Wort Goethe's:

„Man spricht vergebens viel, um zu versagen,
Der And're hört von Allem nur das Nein!"

Das neue Ministerium richtete alsbald nach seiner Einsetzung an Omer Pascha den Befehl, sein Hauptquartier von Monastir nach Schumla zu verlegen. So wie am 5. Mai die Angelegenheit der heiligen Stätten durch Fermane erledigt wurde, so umging man jetzt die russische Forderung in Betreff eines die Privilegien der griechischen Kirche feststellenden Vertrages durch Erlaß eines Fermans an den griechischen Patriarchen von Constantinopel, welcher die Forderung Rußlands in Form einer Concession des Sultans an seine Unterthanen erledigte.

Die Note des Fürsten Menschikoff vom 18. Mai, worin er der Pforte seine Abreise anzeigte und kriegerische Eventualitäten in Aussicht stellte, schien im Serail einen tiefen Eindruck hervorgebracht zu haben, denn Reschid begab sich an demselben Tage auf den Dampfer, den der Fürst in Bujukdere bewohnte, um ihm Propositionen zu machen, von denen vorauszusehen war, daß sie der Fürst nicht annehmen werde, und deren Gutheißung durch den Divan sehr fraglich war, nachdem dieser den Tag zuvor die Verwerfung der geforderten Convention einstimmig beschlossen hatte. Der Schritt Reschid's konnte keinen anderen Sinn haben, als den Sultan, die gemäßigte Partei und die politische Welt Europas glauben zu machen, die Pforte habe das Möglichste zur Versöhnung gethan, während

Rußland durchaus einen Krieg provociren wolle. Für diese Annahme spricht unter anderen Anzeichen der Umstand, daß auf den vom Fürsten in jener Conferenz mit Reschid gemachten Gegenvorschlag: die Vertragsforderung fallen zu lassen und sich mit einer einfachen Note über den Gegenstand zu begnügen, nicht mehr geantwortet wurde, obgleich der Fürst noch bis zum 21. in Bujukdere blieb, um eine Antwort abzuwarten. An jenem 18. hatte aber auch Lord Redcliffe eine Unterredung mit dem Sultan im Kiosk von von Dolma-Bagdsche, und die Folgen zeigten, in welcher Art der englische Gesandte auf den Monarchen eingewirkt, der so gern einen zum Krieg führenden Bruch mit Rußland vermieden hätte, und dessen Nachgiebigkeit im letzten Augenblick das neue Ministerium noch immer befürchtete. Ueberhaupt erzählte man viele Züge von der englischen Thätigkeit in diesen verhängißvollen Tagen. So ist es bekannt geworden, daß Lord Redcliffe einen Theil der Nacht vom 8. beim Fürsten Vogorides zugebracht, dann im benachbarten Uferpalast des damaligen Großveziers Mehmed Ali, des späteren Seraskiers, während der Dauer des dort abgehaltenen Ministerrathes verweilt und am Tag darauf beim Sultan Audienz gehabt habe. Allem Anschein nach wurde in jenem Ministerrath die Bildung des neuen Ministeriums beschlossen, denn Rifaat Pascha, der aus dem neuen Ministerium ausgeschlossene Minister des Auswärtigen, war zu jenem Ministerrath nicht zugezogen und über den Inhalt in Unkenntniß gelassen worden. Im Hause des Fürsten Vogorides sollen mit dem Patriarchen die bekannten Fermane verabredet worden sein.

Neben den antirussischen Operationen Lord Redcliffe's in Verbindung mit der Pforte, dem Patriarchen und den griechischen Notabilitäten, gelang es ihm auch, die Vertretungen der europäischen Staaten zu einem Schritte zu bewegen, der sowohl auf die Entschließung des noch wankenden Sultans als auf die öffentliche Meinung Europas einen für Rußland nachtheiligen Eindruck machen sollte. Unter dem Vorwande, den Fürsten Menschikoff sowohl als die Pforte nachgiebiger zu stimmen und die definitive Abbrechung der Verhandlungen aufzuhalten, erwirkte er noch am 18. eine Conferenz der Vertreter der vier Großstaaten, worin eine Kundgebung mittelst einer gleichlautenden Note an die Pforte zu Stande gebracht wurde. Dieselbe stellte dem Sultan anheim, sich nach Ermessen zu entschließen, ohne nach irgend einer Richtung ihn zu drängen.

Dieser Erklärung ist später die Bezeichnung „collectiv" abgesprochen worden, weil sie nicht gemeinschaftlich unterzeichnet, sondern von jeder Gesandtschaft durch ihren Dolmetscher, übrigens gleichlautend, überreicht wurde. Sie verfehlte jedoch darum nicht die von dem Urheber beabsichtigte Wirkung. In dem Ausdrucke: qui touche de si près à la liberté d'action et à l'indépendance de S. M. le Sultan, erkannten die Pforte und ganz Europa eine tadelnde Charakterisirung der russischen Forderung.

Nach Abreise des Fürsten am 21. Mai blieb noch Herr v. Ozeroff, der russische Geschäftsträger, bis zum 26. in Constantinopel, um die weiteren Dispositionen zu beobachten. Er reiste erst ab, als er von der Abfassung eines Schriftstückes vernommen, welches die Pforte an die

Großmächte richtete und worin die russischen Forderungen als Eingriff in ihre Souveränetät dargestellt und als unannehmbar erklärt wurden. Am 9. Juni traf bei der Pforte das Schreiben des Grafen Nesselrode ein, welches einen beigeschlossenen Noten-Entwurf als Ultimatum aufstellte. Zu gleicher Zeit sprachen sich die Depeschen der englischen und französischen Regierung billigend über das bisherige Verhalten der Pforte aus. Durch weitere Depeschen aus London vom 2. und aus Paris vom 4., die am 11. in Constantinopel anlangten, erfuhr man den Befehl an die Mittelmeerflotten zur Fahrt nach den Dardanellen.

Am 14. Juni kam der österreichische Internuntius, Herr v. Bruck, nach Constantinopel. Er fand den Streit über die heiligen Stätten durch eine Verständigung der Betheiligten dem Wesen nach geschlichtet, dagegen die Differenz über die von Rußland geforderte Explication des Vertrages von Kainardschi bis zur angedrohten Execution mittelst Pfändung der Donaufürstenthümer gediehen.

Gleichzeitig mit seiner Ankunft in Constantinopel waren die Mittelmeerflotten Englands und Frankreichs vor den Dardanellen erschienen und der Noten-Entwurf des Grafen Nesselrode von der Pforte ablehnend beantwortet worden.

Die Stellung der französischen und der englischen Vertretung zur Pforte und zu Rußland hatte sich in Bezug auf den neuen Streit geändert. Lord Redcliffe, der in der Sanctuarienfrage für Concessionen zu Gunsten der Griechen gegen die Ansprüche Frankreichs gestimmt war, trat jetzt in der schroffsten Weise den Forderungen Rußlands entgegen, wobei ihn die englische Presse secundirte.

Herr Delacour nahm dagegen in dem neuen Zwist eine fast neutrale Stellung ein. Seine Instructionen schienen dahin zu gehen: Rußland nicht zu verletzen, mit Oesterreich freundlich zu verkehren und England — gewähren zu lassen! Die officiöse Presse Frankreichs machte alle möglichen Anstrengungen, um die Welt an eine friedliche Lösung glauben zu lassen. An dem Einmarsche der Truppen in die Donaufürstenthümer war nicht zu zweifeln, sobald die Nachricht von der Ablehnung des russischen Ultimatums nach Odessa gelangt war. Rußlands Antecedentien berechtigten nicht zur Unterstellung einer demonstrativen Politik, und selbst wenn anfangs nur eine Demonstration beabsichtigt war, so erforderte jetzt sein bedrohtes Ansehen, den Schein zur Wahrheit zu machen. Ueberdies wurde der Einmarsch der Russen durch die Westmächte selbst begünstigt, indem diese mit seltsamer und fast verdächtiger Hast die Occupation als keinen casus belli erklärten! Eine solche Erklärung stand im vollem Widerspruche mit der Behauptung, Rußlands Forderung bedrohe die Existenz des Osmanischen Reiches. Sie vernichtete zugleich fast alle Wirksamkeit der Flottendemonstration, wenn diese überhaupt direct gegen Rußland und nicht vielmehr gegen den Sultan und die Friedenspartei gerichtet war.

Da Rußland die Occupation der Fürstenthümer als eine Execution zur zwangsweisen Durchführung seines beanspruchten Rechtes offen hinstellte, so mußte man entweder das von Rußland angewandte Mittel bekämpfen, oder wenn man den Krieg scheute, die russische Forderung so schleunig als möglich bei der Pforte durchzusetzen suchen.

Den vereinigten Bemühungen der vier Mächte wäre Letzteres in jener Zeit leicht möglich gewesen, da die Pforte damals am Anfang der Rüstungen stand, vor großen Geldausgaben zurückbebte und überhaupt daran zweifelte, daß es ihr möglich sein würde, große Geldmittel aufzutreiben, und ein Heer auf die Beine zu bringen, welches auch nur den Versuch machen könnte, die Russen über den Pruth zurückzuwerfen, worauf es ihr doch ankommen mußte, da ein weiteres Vorgehen von keiner Seite erwartet wurde. Indem nun einerseits die Russen durch jene Erklärung zum Eintritte in die Fürstenthümer ermuthigt, die Pforte andererseits zum hartnäckigsten Widerstande und zu den anstrengendsten Rüstungen gestachelt wurde, mußte man annehmen, daß eine politische Unklugheit oder irgend ein Hintergedanke zu Grunde liege.

Eine Macht wie Oesterreich, welche nöthigenfalls das entscheidende Gewicht in die Wagschale legen konnte und in der That schon mit ihrer Aufstellung eines kleinen Truppencorps bei Peterwardein nicht geringen Schrecken in Constantinopel hervorbrachte, war berechtigt, in der schwebenden Angelegenheit ihren eigenen Weg zu gehen, ohne sich von etwaigen Nebengedanken der Westmächte beirren zu lassen. Oesterreich hatte eben mit dem übrigen Deutschland ein auf gemeinschaftliche Interessen begründetes Bündniß geschlossen; dieses Bündniß war durch die Anwesenheit des Königs von Preußen in der Kaiserstadt kurz vor der Abreise des Internuntius neu besiegelt worden und man konnte daher die Ueberzeugung hegen, daß auf die Gesammtkraft Deutschlands zu zählen sei, wo es galt, gemeinsame

materielle Interessen auf einem bedeutenden Handelsgebiete zu wahren und die Kraft, sowie die Selbstständigkeit Mittel-Europas in einer Frage zu zeigen, welche bisher das Ausland als Monopol behandelt hatte. In solcher Rücksicht ließ sich der Charakter der schwebenden Differenz, der Zustand des Osmanischen Reiches und die Stellung, welche das eigentliche Interesse in der Gegenwart und unter allen Eventualitäten anzunehmen gebot, mit jener Ruhe und Sicherheit ermessen, welche Kraftgefühl und das Bewußtsein der Selbstständigkeit allein verleihen kann.

Rußlands Berechtigung, die Lage der religionsverwandten Bevölkerung im Osmanischen Reich zu überwachen, ließ sich kaum in Zweifel ziehen. Der englische Botschafter in Constantinopel, Lord Redcliffe, sagte einmal selbst: Vom Gesichtspunkte des Advocaten lasse sich dagegen nichts einwenden. Litt darunter — nach europäischen Begriffen, und wenn man diese durchaus auf das Osmanische Reich ausdehnen will — die Souveränetät der Pforte, so mußte die Schuld auf den Vertrag von Kainardschi zurückgeführt werden, den die Pforte zu einer Zeit eingegangen, wo sie nothgedrungen einen Theil ihrer Souveränetät opfern mußte. Es ist nicht anzunehmen, daß die Pforte beim Abschluß jenes Vertrages dem betreffenden Artikel 7 nicht die Bedeutung beigelegt habe, welche Rußland jetzt hervorhebt; denn schon damals hatten einsichtsvolle Staatsmänner, wie der damalige Internuntius Baron Thugut, ein Patronat Rußlands mit allen Consequenzen darin erkannt. Hatte Rußland das stipulirte Recht seit 1774 nicht in voller Ausdehnung zur Anwendung gebracht, so mag

das in besonderen Gründen der russischen Politik und in den gewaltigen Ereignissen gelegen haben, die seitdem die Welt bewegten und beschäftigten. Europa kann eher der russischen Regierung den Vorwurf machen, daß sie sich ihrer durch Rechte erhöhten Pflichten für die Christenheit nicht früher erinnerte, und wo sie sich ihrer zu erinnern schien, es in der Regel nur that, um ihre politischen Interessen zu unterstützen. Die Pforte aber war am wenigsten berechtigt, den Ansprüchen Rußlands einen Widerstand entgegenzusetzen, welcher der beabsichtigten Annulirung eines Vertrages gleichkam, der für sie stets rechtskräftig geblieben ist, und den sie durch spätere Verträge bestätigt hatte. In dem Vertrage von Kainardschi (Art. 7) heißt es allerdings nur: „Die Pforte verspricht die christliche Religion und deren Kirchen zu beschützen;" aber indem sie sich vertragsmäßig dazu verpflichtete, räumte sie dem Contrahenten das Recht ein, darnach zu sehen, ob und wie das Versprechen erfüllt werde, und nöthigenfalls durch Reclamationen an die Erfüllung zu mahnen. In dieser Weise beschränkt eigentlich jeder Vertrag zwischen zwei Staaten die volle Souveränetät. Der Londoner Vertrag vom Juli 1841 stellt gleicherweise die Mündungen des Bosporus und der Dardanellen unter fremde Aufsicht, obgleich der diplomatische Ausdruck des Vertrages den Sultan zum Pförtner macht — sowie der unbedeutendste Vertrag über Handelsverhältnisse, Verbrecher-Auslieferung, Erhaltung von Etappenstraßen und dergleichen, dem Contrahenten das Recht zur Ueberwachung, zur Reclamation und nöthigenfalls zur Execution verleiht. Der Ausspruch des Lord

Lyndhurst im englischen Oberhaus, welcher die russische Forderung als eine Insolenz bezeichnete, hätte nur insofern das damit gemachte große Aufheben verdient, als er eben den Beweis lieferte, daß in England selbst richterliche Berühmtheiten zu Parteizwecken benützt werden.

Eine andere Gestaltung gewinnt die Frage vom Gesichtspunkte der allgemeinen Interessen. Der Vertrag von Kainardschi mochte für den Advocaten wohl bestellt sein, aber Europa — hatte ihn nicht unterzeichnet. Europa hatte sich um dessen Existenz nicht zu kümmern, so lange er nicht zur Realisirung präsentirt wurde. Die Ignorirung schloß keine Anerkennung ein, und in dem Augenblicke, wo er producirt wurde, konnten die europäischen Staaten das Recht ihrer Interessen im Orient dem durch Separatverträge gewonnenen Rechte gegenüberstellen.

Die unmittelbare Einsprache gegen die Vollziehung des Vertrages von Kainardschi wäre der natürlichste und redlichste Weg derjenigen Staaten gewesen, welche in den Forderungen Rußlands eine Benachtheiligung ihrer Interessen zu finden glaubten. Aber man umging diesen Weg, der die Frage klar und naturgemäß hingestellt hätte, eben weil man die europäische Seite der Frage, nämlich das Maß und die Natur der verschiedentlich betheiligten Interessen nicht zur Erörterung und daraus hervorgehenden klaren Erkenntniß gelangen lassen wollte.

Man zog es daher vor, die Pforte allein als angeblich selbstständige Macht Rußland gegenüber zu stellen, wobei

man den Gewinn hatte, dieselbe in der Meinung, daß man nur für ihre unantastbare Souveränetät bedacht sei, zu bestärken und sie dadurch zum hartnäckigsten Feind Rußlands und zugleich zum Sklaven ihres Beschützers zu machen. Zugleich hatte man einen Vortheil, auf den England in letzter Zeit so vielfach reflectirte, nämlich den Kampf für eigene Interessen mit fremden Mitteln zu führen, und konnte schlimmsten Falles beim unglücklichen Verlaufe der Dinge den mißleiteten Clienten im Stiche lassen, wie England das schon anderweitig wiederholt gethan. Das englische Ministerium trug wohl aus dem Grunde den Januskopf Aberdeen-Palmerston, um nach Bedarf die Hand oder den Degen hinzustrecken. Durch diese Wendung wurde der substantielle Charakter der Angelegenheit in eine Formfrage verwandelt und die öffentliche Meinung Europas derart getäuscht, daß fast kein Mensch in der Welt begreifen konnte, wie der Streit um eine bloße Formalität derartige Dimensionen annehmen konnte.

VI.

Neutralität der Ohnmacht. — Oesterreichs Forderungen. — Rußlands Fehler. — Den Griechen gehen die Augen auf. — Eingreifen des Internuntius. — Was bedeutet „collectiv?“

Wenn man gegen England wegen der Wahl seiner Mittel und der Wandelbarkeit seiner Grundsätze in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten das tiefste Mißtrauen hegen muß, so kann man ihm doch keineswegs aus der stetigen Verfolgung seiner Interessen einen Vorwurf machen. Die kräftige Vertretung der staatlichen Interessen gebietet die Pflicht der Selbsterhaltung, und auch von dem neuen Oesterreich ließ es sich erwarten, daß es dieser Pflicht nichts vergeben werde. Oesterreich hat aber im Orient so vielfache und gewichtige Interessen zu wahren, daß es weder den gleichgiltigen Zuschauer noch den willenlosen Parteigänger machen konnte. In gewichtigen Angelegenheiten gibt es keine Neutralität als die der Ohmnacht, und keine Gemeinsamkeit als die der Interessen; die Neutralitätsstellung, welche Oesterreich einnahm, war darauf berechnet, im schlimmsten Falle den Krieg zwischen Rußland und der Pforte auf den Orient zu beschränken. Die Vermittlung

aber, der sich Oesterreich freiwillig unterzogen hatte, lag in der Natur seiner Auffassung der Frage, wornach die Versöhnung Rußlands mit der Pforte den Interessen sämmtlicher drei benachbarten Staaten förderlich erschien. Oesterreich wollte 1. wirksamen Schutz des Christenthums im Orient gegen den herrschenden Islam. 2. Keinen vorherrschenden auswärtigen Einfluß im Rath der Pforte. 3. Erhaltung des türkischen Reiches, wenn auch nur als Mittel gegen jede Störung des europäischen Gleichgewichts, des europäischen Friedens und der eigenen im Orient obwaltenden Interessen. Diese Maximen, deren Wahrhaftigkeit, weil naturgemäß, jedem Politiker einleuchten konnte, hätten die Pforte auf Oesterreich als natürlichsten Freund weisen müssen, wenn in deren Rath nicht die Leidenschaft über die Einsicht wiederholt gesiegt hätte. Für Oesterreich war jedoch mit den erwähnten Ansichten unter allen Umständen die Stellung in der russisch-türkischen Differenz vorgezeichnet. In der Sanctuarienfrage applaudirte es nicht den scheinbaren Vortheilen, welche Lavalette für die katholische Kirche errungen, eben weil sie mehr der französischen Eitelkeit schmeichelten, als der Kirche Nutzen brachten. Diese Concessionen, welche Frankreich selbst später fallen ließ, kamen thatsächlich gerade Rußland zugute, dessen Einfluß sie doch vermindern sollten. Sie brachten nämlich die griechische Bevölkerung, jenes überwiegende und verhängnißvolle Element des türkischen Reiches, in die heftigste Bewegung, provocirten die Sendung des Fürsten Menschikoff und bereiteten ihm von Seiten der griechischen Christen jenen glänzenden

Empfang, in welchem ganz Europa schon den Anfang vom Ende der osmanischen Herrschaft zu sehen glaubte. In der That war es nicht abzusehen, welchen Verlauf die Bewegung genommen hätte und in welches Stadium jenes politische Uebel, das man die orientalische Frage nennt, gerathen wäre, wenn Rußland bei der damaligen Stimmung der griechischen Bevölkerung das Recht, welches es sich aus dem Vertrage von Kainardschi vindicirte, thatsächlich zur Anwendung gebracht hätte.

Würde Rußland mit der Herstellung des status quo zu Gunsten der griechischen Kirche in Betreff der Sanctuarien sich begnügt haben, hätte es dann in einer langen Liste die Leiden der Christenheit unter der Herrschaft des Halbmondes aufgezählt, die Mißbräuche in der anatolischen Kirche und die Verrottung des griechischen Clerus als die einzige von Seite der Pforte der Christenheit gewährte Protection zur öffentlichen Anschauung gebracht und durch positive Forderung auf Abstellungen gedrungen, dann wäre der Muselman und der Christ in der Levante in zwei scharf geschiedene Parteien hingestellt gewesen, deren eine sich gänzlich an Rußland hingegeben hätte, während Niemand in Europa dem Islam in seiner ausschließenden religiösen Tyrannei zur Seite stehen konnte.

Dieser Vortheil für die Christenheit, aber auch die damit verbundene große politische Gefahr, war bei der Ankunft des neuen Internuntius durch den Fehler der russischen Diplomatie beseitigt. Fürst Menschikoff hatte anstatt der vollen Ausübung eines vorhandenen Rechtes seine Zeit damit hingebracht, eine Umschreibung dieses Rechtes erobern zu wollen, auf eine Weise, die seinen Plänen

wenig förderlich war. Eine derartige Thätigkeit hatte die griechische Bevölkerung ernüchtert! Sie erinnerte sich, daß der Vertrag von Kainardschi, den Rußland jetzt in eine neue Form gießen wollte, seit den achtzig Jahren seines Bestandes die religiöse Angelegenheit nicht im Geringsten gefördert habe, und unterschob dem gegenwärtigen Beginnen, eben wegen seiner Inhaltslosigkeit, alle möglichen Absichten, nur nicht die Sorge um Hebung ihrer Leiden. Das griechische Patriarchat, das ohnehin aus selbstsüchtigen und clericalen Gründen russischer Einmischung nicht hold war, konnte jetzt die Umwandlung der allgemeinen Stimmung zu offenen Schritten benützen, welche in den bekannten Adressen an den Sultan, zur Ueberraschung des ganzen Abendlandes, die russischen Absichten als rein politische und landesfeindliche darstellten.

Da Oesterreich somit die eigentliche Gefahr abgewendet fand, sah es keinen Grund, der verlangten Note des russischen Cabinets entgegenzutreten. Der Vertrag von Kainardschi, um dessen Auffrischung es sich zunächst handelte, hatte das formelle Recht für sich, und einem so christlichen Staate wie Oesterreich mußte es selbst daran gelegen sein, eine kräftige Beschützung der vom Islam unterdrückten morgenländischen Christenheit durch die abendländische zum Princip zu erheben. War eine Ausbeutung des Vertrages von Kainardschi bisher nicht zu politischen Zwecken gemacht worden, so bestanden die Gründe fort, welche auch die Erneuerung der betreffenden Stipulation in ihren Grenzen halten konnten. Der Sultan blieb nämlich auch jetzt das Medium, durch welches die russischen Reclamationen gehen mußten, und das eifersüchtig wachende Europa war heute, was es gestern war.

In diesem Sinne waren die Vorstellungen des westlichen Cabinets bei der Pforte, und auf Grund derselben rieth der Internuntius zur Annahme des letzten russischen Noten-Entwurfes, da sie damit kein neues Recht vergebe, ihr Widerstand die religiöse Frage auf das politische Gebiet drängen und zu unabsehlichen Verwicklungen führen müßte, wobei der Fortbestand der Türkei möglicherweise gefährdet werden könnte.

Der Rath kam in Betreff der russischen Note zu spät, da deren Ablehnung der Audienz des Internuntius beim Sultan vorausgegangen war, und es ist auch nicht anzunehmen, daß er überhaupt durchgedrungen wäre in einem Augenblicke, wo die Flottendemonstration wegen ihrer Neuheit den Türken die Köpfe verrückte und sie eine Demüthigung Rußlands hoffen ließ. Der Internuntius konnte sich also vorläufig nur darauf beschränken, die Pfortenminister vor jeder Herausforderung bei ihren Rüstungen zu warnen, um nicht das auch in Petersburg begonnene Werk der Vermittlung durch nebenherlaufende Irrungen zu stören, um nicht den Krieg durch den Schein des Krieges herbeizuführen.

Aber noch standen die Russen nicht in den Fürstenthümern, und deren Einmarsch, der leicht nachtheilige Folgen haben konnte, ließ sich vielleicht noch aufhalten. Mit der Ablehnung des russischen Ultimatums war insofern noch nichts verdorben, als die Antwort Reschid's sich der höflichsten Formen beflissen hatte und die beabsichtigte Sendung eines Botschafters aussprach. Der Internuntius suchte daher vor allem nach einem Anhaltspunkt zur An-

knüpfung der abgerissenen Verhandlungen zwischen Rußland und der Pforte, und machte Reschid den Vorschlag, ihm zu diesem Zwecke einen von der Pforte ausgehenden Noten-Entwurf zu behändigen, um denselben nach Petersburg zu senden und dadurch dem nachfolgenden Gesandten des Sultans einen guten Empfang zu bereiten. Lord Redcliffe schien aber der vermittelnde Vorschlag, so schonend er auch für die Pforte war, unangenehm, weil er eben zur Vermittlung führen konnte. Er stellte sich, als wenn die Seerüstungen Rußlands ihm besonders ins Auge stächen, und wollte vor allem darüber Aufschluß haben. Das hieß so ziemlich die Gelegenheit zum Streit vom Zaune brechen, denn eben mit der vorgeschlagenen Vermittlung wären die an russische Rüstungen geknüpften Befürchtungen beseitigt worden, abgesehen, daß die in der Besika-Bai liegenden Flotten etwaige russische Absichten zur See genugsam unschädlich machten. Lord Redcliffe sah indeß bald, daß Kräfte auf dem Platze waren, die ihm nicht mehr erlaubten, mit den Dingen zu spielen; er bemerkte, daß er sich durch die Intention, den Streit auf die Spitze zu treiben, isolire, und ließ sich endlich zu einer Besprechung der vier Repräsentanten herbei, die am 24. Juni stattfand. Bei der Conferenz ging Lord Redcliffe zwar auf den Vorschlag Oesterreichs ein: der Pforte zum Entwurf einer versöhnlichen Note an Rußland zu rathen; er versuchte aber die Gelegenheit wieder wie am 18. Mai zu benützen, um eine Art Coalition zu bilden, indem er verlangte, die vier Repräsentanten sollen ihre Dolmetscher gleichzeitig mit einer identischen Aufforderung zur Pforte senden. Bei der innigen Ver-

bindung der englischen und der türkischen Politik war es sichtlich, daß der Lord mit einem solchen Schritte es nicht darauf abgesehen hatte, die Pforte durch eine gemeinschaftliche Vorstellung zur Annahme des Vorschlages zu vermögen. Man mußte vielmehr in seinem Verlangen die Absicht erkennen, den der Pforte zu gebenden Rath in einen Schritt gegen Rußland umzuwandeln, indem diesem die von der Pforte durch eine Collectivhandlung erlangte Note gleichsam als ein Ultimatum Europas zugestellt wurde. Bedachte man, daß der Lord anfänglich dem ihm von Reschid mitgetheilten österreichischen Vorschlage nicht zugestimmt, und also die Abfassung einer Note von Seite der Pforte hintertrieben hatte, so mußte es zur Gewißheit werden, daß seine gegenwärtige Zustimmung nicht sowohl von dem Wunsche ausging, daß die Pforte Rußland entgegenkomme, als vielmehr, daß Europa Rußland entgegentrete. Da hiermit die von Oesterreich beabsichtigte versöhnliche Wirkung der von der Pforte zu erlangenden Note paralysirt gewesen wäre, trat der Internuntius dem Ansinnen entgegen, und es wurde bestimmt, daß jeder Repräsentant seinen Dolmetscher einzeln zur Pforte sende, um die verabredete Eröffnung zu machen. Als einverständlich, aber nicht gemeinschaftlich wollte man österreichischerseits den Gang der vier Mächte erscheinen lassen. Diese Differenz charakterisirt überhaupt die verschiedenen diplomatischen Handlungen im Verlaufe des Vermittlungswerkes, während man vielleicht den Gang der beiden Westmächte in ihrer scheinbaren Allianz zwar als gemeinschaftlich, aber weniger als einverständlich bezeichnen konnte.

Der viel weiter reichende Zweck, den England mit dem Collectivverfahren im Auge hatte, tritt im Verlaufe der Ereignisse klarer hervor.

Seit der Conferenz vom 24. Juni wurde der Minister des Auswärtigen, Reschid Pascha, von Seite Oesterreichs wiederholt zur schleunigen Abfassung der von sämmtlichen Repräsentanten der Großmächte angerathenen Note ermahnt, da der diplomatische Verkehr ohnehin durch die große Entfernung Constantinopels von den Hauptstädten Europas erschwert sei, und darum mancherlei Zwischenfällen durch Verzögerung Raum gelassen werde. Aber noch am 7. Juli war die Note nicht entworfen, während an diesem Tage die Nachricht von dem Pruth-Uebergang der Russen einlief, die eine Tartaren-Staffette Omer Paschas in der überraschend kurzen Zeit von 24 Stunden aus Schumla gebracht hatte. Mit der Nachricht vom Einmarsche der Russen trat aber in Constantinopel eine Wendung ein, die auf den weiteren Verlauf der schwebenden Differenz eine verhängnißvolle Wirkung übte und dadurch praktisch die Unklugheit jenes Einmarsches erwies. Die Kriegspartei im Rathe der Pforte und die Fanatiker in der Bevölkerung, durch jene Nachricht und das eingetretene Bairamsfest in Aufregung versetzt, wagten im Moment gesteigerter Leidenschaft die kühnsten Schritte, und das Gelingen des Wagnisses ließ sie die Größe ihrer Macht, die Gegner ihrer Ohnmacht erkennen. Dieses Mißverhältniß nahm seitdem immer zu und bestimmte bei allen Vorkommnissen die Entscheidung.

VII.

Einblick in das Serail. — Der Sultan englischer Vasall. — Türkisches Parteiwesen und Anwesen.

Die Episode des Ministerwechsels in den drei Beiramstagen wird in folgender Weise erzählt. Der Seraskier (Kriegsminister) Mehemed Ali eilte mit der von Omer Pascha an ihn gemeldeten Nachricht vom Pruth-Uebergang der Russen, ohne seinen Collegen bei der Pforte Mittheilung zu machen, in das Serail zu seinem Freunde Selim Bey, dem ersten Kammerherrn des Sultans und Führer der Fanatiker in den Regionen des Serails. Selim Bey beeilte sich, seine Parteigänger im Schloß zu alarmiren und die Nachricht dem Sultan vorzutragen. Es war der Abend des ersten Bairamstages. Wenige Stunden zuvor hatte der Sultan in der großen Moschee des Sultans Achmed, umgeben von den höchsten Civil- und Militärbeamten des Reiches und von den Notabilitäten des Corps der Ulemas, das höchste Fest des Islam gefeiert. Die Andacht des Muselmans hat bei kirchlichen Handlungen einen tief erregten, fast leidenschaftlichen Charakter, der sich in streng-

gläubigen Gemüthern oft bis zur Extase steigert. An jenem Bairamstage mochte der Gedanke an die Gefahr, welche man über dem Islam und dem Osmanischen Reiche schwebend glaubte, die Gemüther mehr als sonst erregt haben. Im Serail herrschte jene exaltirte Stimmung, in welcher der Mensch seine Kraft überschätzt, Hindernisse übersieht und von dem geringsten Anstoß zu den kühnsten Entschlüssen hingerissen wird. Die Nachricht vom Anmarsche des Feindes, in diese Stimmung hineingeworfen, setzte den angehäuften Zündstoff des Hasses und der Erbitterung in helle Flammen. In diesem Moment schwebte nur der Geist des kriegerischen, ungestüm vorwärts dringenden Mohammed über dem geheimen Conseil des gutmüthigen Herrschers! Besonnenheit und Bedenken erschienen da als todeswürdiger Verrath, und selbst die angewöhnte Rücksicht auf die Meinung befreundeter Giaurs konnte da nicht Platz greifen, wo Kreuz und Halbmond, wie in alter Zeit, als Todfeinde sich gegenüberstanden! Krieg bis zum letzten Mann war die Losung — und durch augenblickliche Absetzung der weniger leidenschaftlichen Minister sollte Ueberlegung und Muthlosigkeit zum Verbrechen gestempelt werden!

Die Beschlüsse und Handlungen entsprachen auch vollkommen dieser Stimmung. Der Großvezier Mustapha wurde noch in der Nacht in das Serail beschieden, und ihm das große Siegel abgenommen. Dem Minister des Auswärtigen, Reschid Pascha, überbrachte am anderen Morgen bei Tagesanbruch ein Secretär des Sultans die schriftliche, kurzgefaßte Meldung seiner Amtsentsetzung.

Die diplomatische Welt erhielt keine amtliche Mittheilung von dem nächtlichen Werk, erst im Verlaufe des anderen Tages durch verschiedene Zufälligkeiten. Der französische Gesandte, Delacour, vernahm erst im Hause des Großveziers, als er diesem, ohne Ahnung seiner Machtentkleidung, einen Besuch abstatten wollte, daß es ihm über Nacht mit dem großen Siegel wie dem Aladin im arabischen Märchen mit der Zauberlampe ergangen sei. Selbst Lord Redcliffe, der Souffleur des Divans, hatte keine Kunde. Es war eben eine Revolution und keine Komödie! Lord Redcliffe war über die eigenmächtige That des Serails nicht wenig erregt; so war die vertheidigte Souveränetät des Sultans nicht gemeint, daß sie sich auch von der Vormundschaft emancipire. Mit Reschid war gleichsam Lord Redcliffe selbst abgesetzt und ein Ministerium in Aussicht, das wahrscheinlich mehr der eigenen Leidenschaft als dem Gängelband Englands gehorcht hätte. Zudem mochte es dem Lord damals noch nicht räthlich scheinen, den demonstrativen Charakter der antirussischen Operationen zu verlassen und die Kriegsfurie zu entfesseln. Er wußte wohl, daß der Handels- und Gewerbestand Englands, eben die Leute, welche die Majoritäten des Parlaments schaffen, einem Kriege nicht hold sei; die öffentliche Meinung Europas konnte über eine so plötzliche Katastrophe alterirt werden, und der Haltung Frankreichs war man bei einem solchen Umschwunge nicht sicher, denn der bisherige Gang der beiden Westmächte war nur in der diplomatischen Negation und in der Demonstration gemeinsam, ein actives Auftreten, ein Krieg mit seiner unabsehbaren Ausdehnung und seinem

unberechenbaren Ausgang hätte die beiden Freunde, zwischen welchen so viel Stoff zur Feindschaft liegt, leicht scheiden oder gegenüberstellen können. Die Ansicht Europas, England mit einbegriffen, daß die Occupation der Fürstenthümer keinen casus belli bilde, war noch zu neu, um ihr von der Pforte auf eigene Faust einen Possen spielen zu lassen. Die Pforte selbst war noch nicht genug gerüstet, um auch nur für den Anfang einige militärische Erfolge gewärtigen zu lassen, und endlich war doch Lord Aberdeen noch Minister und die Möglichkeit noch vorhanden, Europa auf die Seite Englands herüberzuziehen und durch friedliche Künste zu erreichen, was durch den Krieg noch sehr problematisch erschien.

Sollte daher die englische Politik, und besonders deren Vertretung in Constantinopel, nicht aus ihrem Geleise gedrängt werden und in den Augen Europas compromittirt erscheinen, so mußte letztere die äußersten Anstrengungen versuchen, um den ohne ihr Wissen und Zuthun unternommenen Schritt des Serails rückgängig zu machen!

Mehrere Umstände kamen dem englischen Botschafter bei dieser Thätigkeit zu Statten. Die muthmaßlichen Erben der erledigten Posten waren über die neue Besetzung nicht ganz einig, der Muschir der Garden, Mehmed Ruschdi, der zum Großvezier designirt war, willigte nicht gern in die Annahme dieses Postens, da der Besitz einer Militärgewalt ihm viel nützlicher schien in einer Zeit, wo es darauf ankam, von unten nach oben zu drängen, und jede Stellung nur so viel Sicherheit und Einfluß versprach, als die materielle Macht betrug, die man als Schwert des Brennus

in die Wagschale werfen konnte. Für das Ministerium des Aeußern fand man keine Person, die nicht mit der Kenntniß der äußeren Verhältnisse die Ohnmacht der Türkei zum eigenmächtigen Vorgehen erkannt hätte. Im Serail selbst war in der Zeit vom 7. bis 9. der Kriegsrausch so weit verflogen, daß die mißachtete Stimme des Giaurs sich wieder Geltung verschaffen konnte. Der Internuntius hatte bemerklich gemacht, daß die beabsichtigte Ernennung des wegen der Costa-Affaire abgesetzten Gouverneurs von Smyrna, Ali Pascha, zum Minister des Aeußern als directe Beleidigung Oesterreichs erscheinen würde. Vor übereilten Schritten der Pforte, die von einem extremen Ministerium zu erwarten waren, wurde allgemein gewarnt. Als daher Lord Redcliffe am 9. Audienz beim Sultan hatte, fand er den sanftmüthigen, friedliebenden Fürsten gerne geneigt, Rathschlägen, die auf den Fortbestand des bisherigen Ministeriums hingingen, Gehör zu geben.

Am 9., um drei Uhr Nachmittags, stand bereits eine bedeutende Truppenmasse vor dem Palast der Hohen Pforte aufgestellt, und es sollte eben der General der Garden, Mehmed Ruschdi, durch den Scheich-ul-Islam als Großvezier eingeführt werden, als plötzlich die Truppen Befehl zum Abmarsch erhielten, und die Nachricht aus dem Palast ins Publikum drang, die ganze Sache sei rückgängig gemacht worden und das alte Ministerium wieder hergestellt. Für den Politiker war es jedoch klar, daß, wenn auch kein Personenwechsel im Rathe der Pforte stattgefunden, die öffentlichen Zustände doch eine wesentliche und verhängnißvolle Wendung erfahren hatten. Es war nun thatsächlich

erwiesen, daß man im Serail durch Fanatismus und Einschüchterung die unabsehlichsten Wirkungen hervorbringen konnte. Die auf ihren Posten belassenen Minister waren in ihren Aussprüchen und diplomatischen Handlungen nicht mehr zuverlässig, da sie die eigentliche Leitung aus den Händen verloren hatten, den Grundgedanken der von jetzt an gesponnenen Politik selbst nicht immer kennen mochten, und wo sie ihn kannten, sich zu sehr unter dem Terrorismus ihrer exaltirten Collegen fühlen mußten, um einen Widerstand gegen die Besitzer der bewaffneten Macht und der Volkskraft wagen zu wollen. Türkische Staatsmänner haben ohnehin selten den Muth ihrer Meinung und am wenigsten in so aufgeregter Zeit, wo um einen schwachen Thron eine starke Partei stand, die Mittel genug besaß, widerstrebende Personen von der Höhe ihrer Stellung verschwinden zu lassen, und diese Mittel um so leichter anwenden durfte, als die anarchische Macht ihre Straflosigkeit sicherte. Ein Vorschlag, den Seraskier, die Seele der Agitation, aus Constantinopel zu entfernen und ins Hauptquartier zu schicken, wurde von der Friedenspartei im Ministerium unter dem Vorwande abgelehnt, derselbe würde dort mit Omer Pascha sich verbinden und vom Lager aus Constantinopel um so gemessenere Befehle vorschreiben können. Eigentlich aber hatte kein türkischer Minister schon den Muth, sich gegen den von der Armee getragenen Mann zu wagen, der, zum Aeußersten gebracht, eher Reschid und seinen Anhang über die Klinge springen lassen, ja selbst den Sultan vom Throne stoßen konnte, ehe man ihn selbst aus der Hauptstadt entfernt hatte. Von der herrschenden Partei aber war

zu erwarten, daß sie von dem Augenblicke, wo sie den revolutionären Weg betreten hatte, Alles aufbieten werde, um den in der Nation angefachten Brand zu schüren und jede friedliche Vermittlung zu vereiteln in der wohl begründeten Furcht, daß Ruhe im Innern und Friede nach außen ihr das usurpirte Staatsruder aus der Hand winden müßte. Der Instinct der Parteien erfüllte auch hier die alte historische Wahrheit: daß eine dem Terrorismus entsprungene Macht den Terrorismus zur Selbsterhaltung fortsetzen und steigern muß. Wirklich begann seit den Bairamstagen die Wühlerei mit voller Kraft zu arbeiten. Die wie ein Nervengeflecht durch's ganze Reich verbreitete Zunft der Ulemas überließ sich nun dem alten muselmänischen Zug zum Fanatismus, der in dieser Körperschaft nie ausstarb, und entwickelte nach allen Richtungen eine außerordentliche Thätigkeit, nachdem man ihrem innewohnenden Fanatismus jetzt von oben die Zügel schießen ließ. Ihre Reden fuhren wie ein Sturmwind über den im gewöhnlichen Leben einer todten See gleichenden Volksgeist der Moslims. Das Wort eines Veziers: „Wir haben Stambul mit dem Schwerte genommen, wir werden es mit dem Schwerte zu vertheidigen wissen!" wurde von der Hohen Pforte aus wie ein Spruch des Propheten durch's Land getragen und von dem gemeinsten Türken, der kaum mehr als sein rostiges Messer besaß, mit funkelnden Augen wiederholt. Die Paschas in den Provinzen erkannten aus dem weithin sich rasch verbreitenden Vorgang der Bairamstage, daß Krieg und nur Krieg die Losung sei, darum auch der wildeste Eifer von den Machthabern in Constantinopel beifällig aufgenommen

werde, und sie schlossen sich dem zündenden Treiben um so lieber an, als ihr Interesse mit ihrem türkischen Naturell zusammentraf. Unter dem Drucke des Terrorismus und dem glühenden Hauche des Fanatismus öffneten die Moscheen ihre Fonds, die Paschas ihre Schätze, ertrug der Bürgersmann eine doppelte Steuerlast, bot der Mittellose Leib und Leben für den vermeintlich bedrohten Glauben.

Die europäische Diplomatie hatte also von jetzt an eine umfassende Revolution vor sich und eine von Demagogen getragene Regierung!

Unter diesen Umständen mußte es jedem Kundigen klar werden, daß die schöne Zeit diplomatischer Silbenstecherei vorüber sei.

Die Substanz war zu mächtig geworden, um sich durch die Form bewältigen zu lassen. Alles kam jetzt darauf an, die Differenz rasch zu beendigen, da es sichtlich war, daß mit jedem durch Zögerung verlorenen Tage die Schwierigkeiten sich derart häuften, daß an einen friedlichen Ausgleich dann nicht mehr zu denken war, indem die Forderungen des türkischen Volkes mit jedem Opfer wachsen mußten, und die Armee in dem Maße schwerer zu beherrschen wurde, als sie unreguläre Volkselemente in sich aufnahm.

VIII.

Die Diplomatie zwischen zwei Heubündeln. — Seltsame Reden Redcliffe's. — Alttürken und Reformtürken. — Vorschlag, der noch heute retten kann! — Pferdefuß der englischen Politik.

Die rasche Beendigung der Differenz war damals auf zweierlei Art zu ermöglichen. Entweder mußte in Constantinopel durch energisches Einschreiten der auswärtigen Vertretungen der demagogischen Bewegung Halt geboten und die Annahme des russischen Noten-Entwurfes — unter Hinweisung, daß dessen Auslegung und Anwendung doch immer, und ohne daß es weiterer Actenstücke bedurfte, unter Controle der Pforte selbst und der europäischen Mächte thatsächlich blieb — mit durchdringender Entschiedenheit verlangt werden, oder es mußte eine in Constantinopel vereinbarte Note endgiltig adoptirt und in St. Petersburg durchgesetzt werden.

Die österreichischen Verhältnisse machten es keineswegs zur Nothwendigkeit, specielle Angelegenheiten Rußlands durchzufechten; es mochte sogar manchen österreichischen Politiker geben, der es nicht gegen die Interessen seines

Vaterlandes fand, wenn Rußland sich an einem Feuer, bei dessen Anstiften die russische Diplomatie nicht ohne große Schuld war, die Finger verbrannte. Aber man mußte sich fragen: wohin sollten die weit über Vermögen gehenden Anstrengungen der Pforte, die Aufregung aller Racen und Confessionen des türkischen Reiches und der auf die Länge unvermeidliche Krieg führen? Von Seite Englands, dem man nicht vorwerfen kann, daß es nur für den Tag lebt und über das Morgen die Augen schließt, das vielmehr all' das, worauf es sich mit Recht viel einbilden kann, seiner Jahrzehnte überblickenden Berechnung verdankt, ist man sich die Antwort auf diese sich aufdrängende Frage nicht schuldig geblieben. Einige Kenntniß der englischen Politik konnte diese Antwort auch Anderen offenkundig machen. In Constantinopel ließ sich Lord Redcliffe oft zu Aeußerungen hinreißen, die seinen Grundgedanken bloßlegten. In einer öffentlichen Rede, die er vor seiner letzten Abreise nach England im vorigen Winter bei einem ihm gegebenen Banket hielt, hat er laut genug dem osmanischen Unwesen den Proceß gemacht. In einer späteren von ihm inspirirten Druckschrift, welche die Türkei gegen Rußland vertheidigen sollte, trat seine Ansicht über den unvermeidlichen Untergang des Osmanischen Reiches vollends hervor. „Gewiß," heißt es daselbst, „die Griechen sind nicht zufrieden mit ihrem Zustande, sie fühlen sich nichts weniger als glücklich. Sie klagen mit Recht, dem wohlmeinenden Willen des Sultans werde nirgends gehorcht, das Tansimat sei in den Provinzen ein todter Buchstabe; es untergräbt nur die Autorität, ohne die Lage der Christen

zu verbessern. Das Zeugniß der Griechen wird in Processen gegen den Muselman nicht zugelassen, wodurch die persönliche Geltung und das Interesse von fünfzehn Millionen Christen preisgegeben sei. Noch heute müssen sie unter dem schmählichen Namen Charadsch (Lösegeld für ihren Kopf) eine Steuer bezahlen, welche einen ebenso barbarischen als erniedrigenden Ursprung hat. Sie beklagen sich ferner mit Recht, daß ihnen auf einem Boden, dessen Seele und beraubte Eigenthümer sie sind, jedes politische Recht, jede staatliche Laufbahn versagt ist und vergebens durch vierhundert Jahre von ihnen erfleht wurde."

Von den christlichen Unterthanen der Pforte sagt dagegen jene Schrift: „Es ist bekannt, daß die christliche Bevölkerung eine entwickeltere Bildung besitzt; sie ist thätiger, unternehmender, mit einem Wort energischer".

Und welches Heilmittel wird nun vorgeschlagen, nachdem die Schrift das Axiom ausgesprochen: „Anderthalb Millionen Osmanlis können nicht länger in bisheriger Weise gegen 15 Millionen Christen die Herrschaft behaupten!" Da man nicht gegen sie herrschen kann, ruft der Staatsmann, muß man mit ihnen regieren.

Die Pforte muß daher die volle politische Gleichstellung aller Racen proclamiren, sie muß selbst so weit gehen, den Christen zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen in die Hand zu geben. Wenn dies nicht geschieht, wenn Kleinlichkeit und Selbstsucht die Oberhand behalten, dann würden die Osmanlis von diesem Boden verschwinden, da sie zur Autorität die Berechtigung, zur gewaltsamen Herrschaft die Macht verloren hätten!

Aehnliche Ansichten hatte der Vertreter Englands in Constantinopel vielfach ausgesprochen, und auch die „Times", obgleich sie für ein Organ Lord Aberdeen's gilt, hat unter dem Schein eines Kampfes gegen Rußland über die Türkei noch viel deutlicher den Stab gebrochen. Die Reformen, zu welchen England die Pforte fortwährend drängte, zeugten von derselben Anschauung der Dinge. Es ist aber kaum glaublich, daß ein Mann, wie Lord Redcliffe, der bei seiner vierzigjährigen Anwesenheit in der Türkei dieses Land kennen mußte, nicht gewußt haben sollte, von welcher Gluth der Glaubenseifer in diesen Gegenden durchdrungen ist. Und diesem Eifer, den vierhundertjähriger Druck unter den Fußtritten barbarischer Tyrannen nicht löschen konnte, will er die Waffen in die Hand geben zur Beschützung und Vertheidigung seiner Tyrannen? Er kann unmöglich im Ernst verlangen, daß fünfzehn Millionen Christen im Moment des Machtgefühls mit unnatürlicher und darum unmöglicher Resignation eine Herrschaft freiwillig stützen würden, die nach seiner eigenen Ansicht erst jetzt, nämlich in seinem reformirten Staate aus der Barbarei heraustreten müßte, um nicht hinter dem christlichen Mitbewohner allzuweit zurück zu bleiben. Und die Türken selbst, was muthet er ihnen zu, um die Herrschaft zu behaupten? Sie sollen Türken bleiben, aber den Koran wegwerfen, der jeden Andersgläubigen als Rajah zu behandeln gebietet, als eine zur Ausbeutung bestimmte Heerde. Er nimmt also den Türken den einzigen moralischen Halt, den sie in der Religion finden können, und giebt zugleich den an Zahl und Bildung weit überlegenen Christen Amt und Waffen,

um die mißachtete Herrschaft zu bewachen! Man denke sich die Entwicklung dieser Zustände und wie damit der Intervention des Auslandes, gegen die man angeblich die Souveränetät des Sultans schützen will, nach allen Richtungen der Windrose Thür und Thor geöffnet wird. Erwägt man dies ruhig nur einen kurzen Moment, so muß man erkennen, welches Spiel mit den Worten „Integrität des Osmanischen Reiches" getrieben und wie dem an dem schwachen Hof jeweilig Einflußreichsten, heute den Engländern, morgen vielleicht den Franzosen, übermorgen wieder den Russen in die Hände gearbeitet wird.

In Europa glaubt man, die „Alttürken" seien die Fanatiker und die Griechen stünden unter dem Commando Rußlands, so daß es nur eines Winkes von St. Petersburg bedürfte, um sie nach Belieben zu dirigiren. Das ist nur eine arge Täuschung, worüber die letzten Vorgänge in der Levante, leider spät genug, Aufklärung verschafft haben dürften. Die Alttürken, an deren Spitze, wie schon erwähnt, der achtzigjährige Chosrew steht, und zu denen sich der Sultan selbst hinneigt, sind Leute, welche es mit ihrer Religion ehrlich meinen und für deren Erhaltung die politische Großmannssucht gern hingeben.

Sie wollen von störenden Neuerungen nichts wissen, sondern im Frieden mit den Nachbarn unter deren Schutz das muselmanische und das christliche Element jedes für sich bestehen lassen und dem letzteren als religiöse und bürgerliche Corporation die weitesten Rechte einräumen. Sie haben eine patriarchalische Anschauung vom Staate, indem es keine eigentliche Regierung giebt, sondern nur

religiöse Körperschaften, so daß für die Griechen als nebengeordnete Corporation keine Unterdrückung und Zurücksetzung darin bestünde, daß dieselben nicht in der muselmanischen Corporation Amt und Stellung einnehmen, die für sie nur in ihrer eigenen religiösen Corporation ehrenvoll und wünschenswerth sein kann. Die Alttürken würden darum gern, da sie nun einmal nicht mehr Soliman's Macht zur gewaltsamen Unterdrückung und Ausbeutung des Christen besitzen, dem christlichen Auslande und zunächst den benachbarten Großstaaten die Ueberwachung über den Schutz einräumen, den der Sultan als Landesherr der dem Muselman nebengeordneten christlichen Corporation schuldig ist. Der Alttürke war Eroberer durch die Waffen, Unterdrücker aus Eigennutz; mit Proselytenmacherei hat er sich im Gefühl seiner unbeschränkten Macht nie abgegeben; der Koran verpflichtete ihn nicht dazu, und er lächelte nur verächtlich über den thörichten Ungläubigen, der die Schätze des Islam aus Unkenntniß verschmäht. Daher die corporativen Rechte, die ab antiquo zur Zeit der höchsten Macht von den Sultanen dem christlichen Unterthan freiwillig eingeräumt worden, und denen man in der jetzigen Zeit der Ohnmacht nach dem Wunsche des christlichen Auslandes die weiteste Ausdehnung geben würde.

Ganz anders sind dagegen die zur Macht gekommenen sogenannten Fanatiker geartet. Ihr Fanatismus ist kein religiöser, sondern ein politischer, wie der eines Ledru Rollin und Mazzini. Sie gehören fast sämmtlich zur jüngeren Generation und bilden ein Gemisch von Renegaten und Halbgebildeten aus der im Absterben begriffenen französischen

Schule. Indifferent gegen den Koran, ohne Pietät vor der Krone, gehorchen sie nur ihrem Ehrgeiz, und würden unter dem Drang der Umstände und erfüllt von dunklen und mißverstandenen Doctrinen das Osmanische Reich selbst in eine aus Türken und Christen zusammengesetzte Republik verwandeln, in welcher immerhin einige Zeit der Sultan als Schattenkönig und vollziehender Diener der jeweilig herrschenden Partei beibehalten würde. Von der Bildung einer aus Türken und Griechen bestehenden Nationalversammlung ist bereits wirklich schon viel gesprochen worden, und sie mag die höchste Reform-Idee des englischen Rathgebers bilden.

Von ähnlichen Gedanken und Hoffnungen ist die jüngere Generation der Griechen erfüllt; die vierzigjährige Thätigkeit Lord Redcliffe's in der Levante hat hierbei tiefgreifend gewirkt und der Mann wird nicht umsonst von den radicalen Parteien Englands auf seinem Posten so festgehalten. Die französischen Journale, auf deren Gründung in den Hauptstädten des Reiches und auf deren Ton man zu wenig Bedeutung gelegt hatte, sowie vielfache Flugschriften haben die destructivsten Ansichten verbreitet und den Cultus der Revolution gepredigt. Die politischen Flüchtlinge wühlen nach allen Seiten und unter allen Racen als unermüdliche Handlanger Englands und der Revolution.

So wurde in der Levante eine Saat ausgestreut, die jetzt in voller Blüthe steht. In der jüngeren Generation der Türken und Griechen hat Unglauben und Indifferentismus Raum gewonnen, während das Band revolutionärer

politischer Anschauung beide umschlingt, und an diesem Band führt England bereits Türken und Christen, während man im conservativen Europa nur vor der Möglichkeit eines überlegenen russischen Einflusses Furcht hat. Das revolutionäre Europa hat dagegen in seiner Fez-Anbeterei und in seiner Vertheidigung der englischen Politik den wahren Zustand der Dinge begriffen. Ein radicales deutsches Blatt (die „Kölnische Zeitung") hat diese Erkenntniß unwillkürlich enthüllt, indem es beim Beginn der russisch-türkischen Differenz die lärmmachenden Worte ausrief: „Europa erwartet, daß England seine Pflicht thun werde".

Selbst die Vorsicht, mit der anfangs England und die Türkei die politischen Flüchtlinge bei dem Kriege nicht zuließen und überhaupt von der Levante entfernt hielten, während man sie früher, trotz aller Reclamationen der Nachbarstaaten, ungestört wühlen ließ, ist eher ein Zeichen, daß die Leiter der Dinge alles Mögliche thun wollten, um nicht zu früh merken zu lassen, welches Princip auf dem Grunde der Frage liege. Aus diesen Angaben wird sich wohl nun alle Welt die anfänglichen Manifestationen der griechischen geistlichen Notabilitäten in Constantinopel beim Streite Rußlands mit der Pforte erklären können.

Unter einer solchen Wendung der Dinge mußte die anfangs als bloße Formfrage auftretende russisch-türkische Differenz für den kundigen Staatsmann auf die Höhe der eigentlichen orientalischen Frage gelangen und diese selbst einen principiellen Charakter annehmen, der weit über die localen Interessen hinaus — über die europäischen Ver-

hältnisse und namentlich über die Lebensfragen der Nachbarstaaten sich drohend erstreckte.

Doch selbst in jenen Tagen war es noch Zeit, das fressende Uebel der Demagogie unter Türken und Griechen aufzuhalten. Die große Masse des Volkes beider Religionen war noch nicht von der religiösen und politischen Revolution ergriffen. Selbst im Divan und im Serail gab es noch Personen genug, welche über den Taumel der Demagogen erschraken und vor dem Abgrunde zurückscheuten, an welchen das Reich mit fieberhafter Hast hingedrängt wurde. Noch hatte man es nur mit einem Häuflein Ehrgeiziger zu thun, die mit dem Scepter des Sultans ihr Spiel trieben.

Da aber der Brand der Revolution nur durch Friede und Versöhnung mit dem Nachbar zu löschen war, die bisherigen Vorschläge zur Nachgiebigkeit und die unbesonnenen executorischen Schritte Rußlands nur Oel ins Feuer gegossen hatten, so war von den beiden obenangedeuteten zwei Vermittlungswegen nur der letztere zu betreten, der darin bestand, dafür zu wirken, daß Vorschläge, welche das Recht zur Ueberwachung der orientalischen Christenheit durch die abendländische Christenheit (nicht durch Rußland ausschließlich) im Principe retteten, aber in der Form die für einen Fieberkranken nöthige Schonung beobachteten, in St. Petersburg angenommen würden.

Die vermittelnde Macht konnte um so mehr darauf rechnen, daß man in St. Petersburg auf diesen Gedanken eingehen werde, als dort der gefahrdrohende Zustand des

Osmanischen Reiches ganz gut gekannt sein mußte und wohl den eigentlichen Grund zu der Sendung des Fürsten Menschikoff gebildet hatte. Man berücksichtige ferner, daß die Unterhandlungen des Fürsten Menschikoff selbst den Charakter an sich getragen hatten: der thatsächlichen Herstellung eines guten Einvernehmens mit der Pforte die Form zu opfern, weshalb man erst anfing, solche schroffer zu gestalten, nachdem für den Inhalt der Sendung die Hoffnung aufgegeben war. Ueberdies konnte man aus der merkwürdigsten Stelle der Denkschrift des Grafen Nesselrode vom 30. Mai die Zuversicht schöpfen, daß Rußland, gestützt auf die Weisheit und klare Einsicht praktischer Staatsmänner, nicht die Form mit der Substanz verwechseln werde. Daselbst heißt es von dem vermeintlichen Vortheile der geforderten Convention: „Wenn wir stark sind, so bedürfen wir dessen nicht, und sind wir schwach, so würde ein solcher Act uns nicht furchtbarer machen". Ein entschiedener Feind Rußlands mochte in diesem merkwürdigen Ausspruch vielleicht eine Analogie mit dem berühmten Wort Richelieu's finden: „Geben Sie mir zwei beliebige Zeilen von Ihrer Hand, und ich bringe Sie damit an den Galgen"; — aber es konnte Niemanden einfallen, daß sich Rußland bei solcher einsichtsvollen Unterscheidung zwischen Schein und Wahrheit an die Form klammern und das Wesen darüber gefährden sollte.

Diesen Ansichten und Hoffnungen verdankt der alsbald nach dem Bairam vorgeschlagene und später in Constantinopel allseitig angenommene Noten-Entwurf sein Dasein. Derselbe gab den wesentlichen Inhalt des Nesselrode'schen Ultimatums

in einer die krankhafte osmanische Empfindlichkeit möglichst schonender Weise und sollte hauptsächlich den Punkt bilden, an den sich weitere directe Verhandlungen mittelst eines nach St. Petersburg zu sendenden Botschafters der Pforte knüpfen konnten.

Bis zum 23. Juli war die Absendung dieses Noten-Entwurfes von der Pforte ausgedehnt worden, sie konnte also selbst durch Courier erst am 2. August bei dem türkischen Gesandten in Wien eintreffen. Am 1. August war dagegen bereits die bekannte Note der Wiener Conferenz von Wien nach Constantinopel gegangen, jene Note, welche größere Zusicherungen als die in Constantinopel vereinbarte Note enthielt und deren Verwerfung durch die Pforte den Krieg herbeiführte.

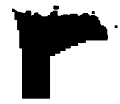
Obgleich von Constantinopel aus berichtet worden war, daß man den daselbst vereinbarten Noten-Entwurf festhalten und zum Ausgangspunkt aller weitere Verhandlungen wählen müsse, war man dagegen in Wien mit Recht darüber erfreut, endlich eine Conferenz der vier Großmächte zu Stande gebracht zu haben, und man glaubte daher die definitive Beendigung der Differenz in der dort zu Stande gekommenen Vereinbarung eines Entwurfs verfolgen zu müssen, dessen Annahme von Seite Rußlands man sich gesichert hatte und an dessen Annahme von Seite der Pforte man nicht zu zweifeln brauchte, nachdem die Westmächte sich bei der Abfassung betheiligt hatten, womit sie einerseits die Bürgschaft aussprachen, daß der Entwurf dem von ihnen vertheidigten Princip der osmanischen Selbstständigkeit nicht widerspreche, andererseits der Pforte in

ihrer Isolirung die Macht nahmen, hartnäckigen Widerstand zu leisten.

Der Pferdefuß der englischen Politik ließ sich jedoch bald erblicken, indem das englische Ministerium alsbald in seinen Organen und selbst im Parlament erklärte, England werde die Entschließungen der Pforte in Betreff dieser Note respectiren und weder moralischen noch materiellen Zwang zu deren Durchsetzung anwenden. Mit dieser Erklärung war Lord Redcliffe in Constantinopel voller Spielraum gegeben und die Annulirung des Wiener Entwurfes durch den Empfang, der demselben in Constantinopel bereitet wurde, unwillkürlich verrathen.

Sehen wir nun, welche Mittel in Constantinopel in Bewegung gesetzt wurden, um der von London aus, noch vor der Geburt, avisirten Wiener Correspondenznote das Schicksal zu sichern, das sie später erfahren hat. Die gesteigerte Agitation und die Herbeiführung und Benützung von Incidenzfällen mußte ohne jenen Hintergedanken ganz unbegreiflich erscheinen in einem Augenblicke, wo durch Annahme des in Constantinopel entworfenen und am 23. Juli abgeschickten Projectes die Differenz als geschlichtet betrachtet wurde. Die Rüstungen wurden nach dem 23. Juli in erhöhtem Maße betrieben, die Ankunft der egyptischen Flotte mit 15.000 Mann Landtruppen, die den Seraskier allmächtig machen mußten, wurde beschleunigt.

Am 12. Juli war der Protest gegen die unglückliche Occupation der Donaufürstenthümer in die Welt geschickt worden, der, von England dictirt, in seinen Ausdrücken so



berechnet war, daß er die Christenheit im Morgen- und Abendlande beruhigen und die öffentliche Meinung für den voraussichtlichen weiteren Gang des Zerwürfnisses gewinnen sollte. Dem Manifest Rußlands wurde in der Bevölkerung die weiteste Verbreitung gegeben und dasselbe durch die heftigsten Artikel der officiösen Journale und die glühendsten Reden der Ulemas in einer Weise commentirt, daß die Türken an einen Kreuzzug, die Christen an Eroberung Constantinopels und Absorbirung des griechischen Patriarchats glauben mußten. Am 24. Juli, dem Tage nach Absendung der adoptirten Note, wurde in einer großen Divansitzung diese Note als Ultimatum der Pforte erklärt, feierlich beschlossen, daß jede weitere Forderung mit dem Krieg zu beantworten sei, und in diesem Sinne ein Manifest an die Nation gerichtet. Zugleich wurde eine Aufforderung an die Hospodare, ihre occupirten Fürstenthümer zu verlassen, beschlossen und wirklich abgesendet.

Diese Verfügung traf mit der Functionseinstellung der Consuln Frankreichs und Englands in jenen Provinzen zusammen. An den Pascha von Belgrad wurden Aufträge zur Ueberwachung Serbiens und zur Bewaffnung der Festung geschickt, eine Truppenabtheilung gegen die serbische Grenze dirigirt und die Absendung eines außerordentlichen Commissärs nach Belgrad angekündigt. Der spanische General Prim, der am 3. August ankam, wurde beim Sultan und bei der Pforte in glänzender Weise empfangen und wie ein militärischer Messias gefeiert. Von Omer Pascha liefen wiederholt Berichte ein, daß die Armee in

ihrer Kriegslust kaum zu halten sei, und der Seraskier, der sich durch solche Meldungen gestärkt sah, machte offene Andeutungen, durch welche die Anhäuger der Friedenspartei ihr Leben bedroht sahen. Unter solchen Umständen traf am 9. August die Conferenznote aus Wien ein, und zwei Tage darauf erschienen drei Dampffregatten der Besika-Flotte, die ersten, welche die Dardanellen passirten, im Angesichte von Constantinopel, und legten sich im Bosporus vor Anker.

Hatte früher die Verhandlung über den schließlich in Constantinopel angenommenen Noten-Entwurf alle möglichen Schwierigkeiten und Verschleppungen erfahren, so ging es nun mit der Verwerfung des in der Wiener Conferenznote gebotenen Friedensmittels auffallend rasch, als hätte man gefürchtet, die erwünschte Gelegenheit zum Entzünden des Brandes könnte durch irgend eine friedenstiftende Zwischenthat wieder entschlüpfen. Diese Hast würde unter allen Umständen eine Beleidigung der die Note empfehlenden Seemächte gewesen sein, was gewiß selbst die größten Tollköpfe der Kriegspartei nicht gewagt haben würden, wenn sie nicht Sicherheit gehabt hätten, daß ihnen die Ablehnung eher Dank als Mißfallen zuziehen dürfte. Der „Caradoc" brachte zwar am 13. an Lord Redcliffe die Weisung, für die Annahme der Note zu wirken, aber wie sehr diese seinen persönlichen Ansichten und den sonstigen an ihn gelangten Mittheilungen aus London widersprach, bewies seine Aufregung, die ihn sogar zu der Aeußerung hinriß, er werde seine Entlassung verlangen. Mit dem „Caradoc" kamen aber

noch Depeschen des türkischen Gesandten in London an Reschid Pascha, Zeitungsorgane der Kriegspartei im englischen Ministerum, die sich in diesem Augenblicke der Friedensvermittlung ihres eigenen Cabinets heftiger als jemals gegen Rußland aussprachen, ferner die sanften Erklärungen selbst der gemäßigten Minister, daß die Türkei sich nach Belieben entschließen könne, und daneben die Nachricht von der bevorstehenden großen Flottenmusterung bei Spithead.

Eine merkwürdige Erscheinung war es, daß Reschid Pascha, der Minister des Aeußern, der bisher den Friedensmann und Märtyrer gespielt hatte, plötzlich einen kriegerischen Ton annahm, während er doch gerade jetzt Gelegenheit hatte, unter Hinweisung auf den Wunsch und die dargelegte Ansicht sämmtlicher Großmächte mit aller Kraft das Friedenswerk zu fördern. Am 14. war auch die egyptische Flotte im Bosporus angekommen und am 16. ließ der Kapudan Pascha die Ufer des Bosporus von dem Geschütz aller türkischen Schiffe erdröhnen. Es war dieses nach der Meinung aller Kundigen weniger ein Seemanöver, was es äußerlich vorstellen sollte, als ein auf die Gemüther der Bevölkerung und der Truppen berechnetes politisches Manöver. Es sollte die Kriegslust steigern und die Zuversicht erhöhen, da der Haufe ein solches Krachen der Feuerschlünde mit Macht und gewissem Sieg verwechselte.

Die Haltung Frankreichs um diese Zeit war, wenn man sie nicht zweideutig nennen will, doch eine paralysirte; da Herr Delacour in keiner Weise energisch auftrat. Er sympathisirte mit Oesterreich und — ging mit England!

So war die Sendung des österreichischen Obersten Ruff, welcher am 14. eintraf und am 15. dem Sultan ein kaiserliches Handschreiben überbrachte, in ihrer Wirkung gehemmt, zumal dieselbe keine Drohung aussprach, sondern nur in der Ueberzeugung, daß eine gemeinsame Note nicht abgelehnt werden könne, sich mit einem freundschaftlichen Rath begnügte, und den Zweck zu haben schien, der Note den Anschein der Aufgedrungenheit zu benehmen. Die mündliche Antwort des Sultans zeigte, daß man sich im Serail keiner Macht zur Entscheidung bewußt war, indem sie den Beschluß auf das Ermessen der Pforte und den Ausspruch des Divans verwies.

IX.

Die Pforte in den Krieg gehetzt. — Softas und Ulemas damals wie heute. — Der Scheich-ul-Islam als Bauwau. — Terrorismus. — Redcliffe commandirt. — Die Komödie des großen Rathes wie heute.

Die am 12. August eingetroffene telegraphische Meldung, daß Rußland die Conferenznote angenommen habe, erschien den auf den Krieg hinarbeitenden Personen erst recht als Signal für die Verwerfung zu wirken, da nun die Hoffnung, das Friedenswerk durch Rußland gestört zu sehen, verschwunden war, und die von englischen Organen auf Beleidigung des russischen Cabinets hinzielende Darstellung der Conferenznote als Ultimatum Europas ihre Wirkung in St. Petersburg verfehlt hatte. Bei der Pforte erklärte man jetzt die Note als ein Werk Rußlands, während es doch so natürlich war, daß die Vermittlung sich früher an den Mächtigeren anfragend gewandt, und der Pforte, gerade durch die Sicherheit, daß die Sache in St. Petersburg geordnet sei, die Demüthigung erspart wurde, die in einem vergeblichen Schritt von ihrer Seite gelegen hätte. Seltsam genug hatte die englische Vertretung nicht den

geringsten Unwillen über die Zumuthung gezeigt, welche ein Werk, bei dem die englische Regierung mitgewirkt hatte, als ein russisches bezeichnete. Vielmehr wurde es bekannt, daß Lord Redcliffe sich damit begnügt habe, die erhaltene Weisung Reschid Pascha mitzutheilen, ohne weiter auf den Gang der Berathung bei der Pforte günstig einzuwirken.

Am 17. August beschloß die Pforte, daß die Note ohne Veränderung nicht angenommen werden könne. Doch suchte man auch jetzt noch, aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, die doppelte Stellung zwischen der Kriegs- und der Friedenspartei insofern einzuhalten, daß erstere in dem am 18. Abends eiligst berufenen großen Rath des Divans für die gänzliche Verwerfung der Conferenznote stimmte, so daß es als ein Sieg der Mäßigung und Besonnenheit erscheinen konnte, als die Majorität für bloße Abänderung der Note gewonnen wurde. Schon am 19. erhielt dieser Beschluß des Divans die Bestätigung des Sultans.

Von österreichischer Seite konnte die Mittheilung dieses Schrittes nur ad referendum genommen werden, da man mit Grund bezweifelte, daß Rußland die Abänderungen hinnehmen werde. Nur in Rücksicht auf den bereits angedeuteten Hauptzweck, den Oesterreich bei der Vermittlung im Auge hatte, konnte man in St. Petersburg auch jetzt den Rath ertheilen, den Formstreit überhaupt fallen zu lassen. In diesem Sinne wurde auch von Oesterreich, während die modificirte Note ihren Lauf hatte, dahin gewirkt, alle erbitternden Reibungen zu verhindern und die fortwährend auftauchenden Incidenzfälle zu beseitigen. Unter Anderem wurde die Pforte dahin gebracht, daß sie die an

die Hospodare ergangene Aufforderung, ihre Provinzen zu verlassen, wieder fallen ließ. Die beabsichtigte Sendung eines Commissärs nach Serbien wurde rückgängig gemacht, und ein Befehl an Omer Pascha erwirkt, jede Reibung an der Donau zu vermeiden. Eine Folge dieses Befehls war es auch, daß von Seiten der Türken auf ein Kanonenboot, welches über die Pruth=Mündung hinaus stromaufwärts fuhr, kein Feuer gegeben wurde, und Omer Pascha sich begnügte, an den Fürsten Gortschakoff ein höfliches Schreiben zu richten, worin er in dieser Beziehung an die Bestimmungen des Vertrages von Adrianopel erinnerte.

Dagegen wirkte die Rede Lord Palmerston's am Schlusse des Parlaments nachtheilig in St. Petersburg und aufregend in Constantinopel, und das um so mehr, als durch die Bemerkung des Grafen Aberdeen: „England sei mit jedem Beschluß des Sultans zufrieden", die Worte Palmerston's als der eigentliche Ausdruck der die Macht besitzenden Fraction im englischen Ministerium erscheinen mußte. In Constantinopel aber folgerte man daraus mit Recht, daß England jetzt die Maske fallen lasse, nachdem es die Sicherheit erlangt, daß der Riß unheilbar geworden.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung war es, daß Lord Redcliffe schon am anderen Tage, nachdem die Wiener Conferenznote durch die wohlangelegten Minen in die Luft gesprengt war, sich beeilte, die Repräsentanten der Großmächte zu einer Conferenz einzuladen, um unter den gegenwärtigen Umständen gemeinsame Schritte zu verabreden. Sein Zweck ging dahin, die Verhandlung und die Entscheidung an Constantinopel, wo er die Leitung in der

Hand hatte, festzuknüpfen, den Frieden durch England dictiren zu lassen, Frankreich und das übrige Europa, das durch die Vereitlung des Friedenswerkes irritirt sein mußte, zu beschwichtigen, seine Gesinnungsgenossen in England am Ruder zu erhalten und in Constantinopel durch den Frieden ein Ministerium nicht beseitigen zu lassen, mittelst dessen England die Türkei beherrschte und dessen Fortbestand alle Consequenzen des Ausgleichs vernichten sollte.

Der österreichische Internuntius gab dieser Einladung keine Folge, da er immerhin an der von der Pforte, obgleich mit Modificationen, angenommenen Note als Anknüpfungspunkt für die Schlichtung der Differenz festhalten wollte. Aber um diese Absicht zu vereiteln, wurden von der anderen Seite die äußersten Mittel ergriffen. Reschid Pascha erließ ein Einbegleitungsschreiben zu der modificirten Note, welche den abgeänderten Stellen einen Sinn unterlegte, der das Recht zur Ueberwachung des vom Sultan den christlichen Unterthanen zu leistenden Schutzes, und somit die im Vertrage von Kainardschi bezügliche Stipulation in ihrem Princip angriff. Zu gleicher Zeit wurden allenthalben in Constantinopel und in den Provinzen die demagogischen Mittel in die wirksamste Bewegung gesetzt, die sich in dem Maße steigerte, als von Wien in den ersten Tagen des Septembers die Hoffnung auf eine Verständigung über die modificirte Note durch einen Courier gemeldet wurde, und als später die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Czaren in Olmütz bei der Kriegspartei die Befürchtung erweckte, die Friedenspartei könnte darüber Muth fassen und die friedliche Stimmung des Sultans im

Angesicht der drohenden Gestaltung die Oberhand behalten. Der Kriegsminister, der Kapudan Pascha, der Chef der Polizei und der Muschir der Garden, welche sich in ihrer Herrschaft bedroht sahen, trafen Anstalten, um die unter ihnen stehenden Officiere und Mannschaften nöthigenfalls gegen das Serail zu führen und einen Thronwechsel durchzusetzen. Ulemas und Derwische predigten den heiligen Krieg, und man entlehnte sogar von der abendländischen Demagogie das Aufregungsmittel der Flugblätter und Placate, welche wegen der Neuheit unter den Türken eine besonders ergreifende Wirkung machten. Die in die Straßen geworfenen Flugblätter waren meist an den Sultan gerichtet, sie erklärten die Friedenspartei im Divan als Feiglinge und Verräther am Glauben, forderten den Sultan auf, sich mit entschiedenen Männern zu umgeben, und boten ihm im Namen des Volkes alle zum Kriege nöthigen Opfer an. Andere Flugblätter gingen selbst so weit, dem Sultan direct zu erklären, daß er des Thrones unwürdig sei, wenn er nicht das in seine Hand gelegte Schwert des Propheten aus der Scheide ziehe, um bis auf den letzten Mann den Glauben zu vertheidigen.

So gefährlich indeß der Moment äußerlich schien, ließ sich doch bei näherer Beobachtung der Bevölkerung erkennen, daß das Uebel nur bei der Pforte seinen Sitz habe und daß es nur der raschen Verhaftung einer um den Thron sich bewegenden Handvoll Demagogen bedurft hätte, um die Schreier in den niederen Regionen zum Schweigen zu bringen und das Volk in den gewohnten ruhigen Gang zurückzugeleiten. Eine solche energische That konnte allerdings

nur vom Monarchen selbst ausgehen, der aber bei seinem zurückgezogenen Leben die Zustände nur so beurtheilen konnte, wie sie ihm unter dem Einflusse der herrschenden Partei vorgestellt wurden. Einer Collectivnote von Seiten der auswärtigen Vertretungen, welche dem Sultan Kraft einflößen konnte, und der sich bei dem drohenden Pöbelaufstand und der leicht daraus entstehenden Christenmetzelei auch die englische Vertretung nicht hätte entziehen können, kam Reschid Pascha, der auch jetzt wieder den Märtyrer spielte, dadurch zuvor, daß er die Gesandtschaften beschwor, sich jeder Einmischung zu enthalten, indem die Leidenschaften dadurch nur auf die Spitze getrieben werden könnten. In einem solchen Falle, meinte er, könnte das Entsetzlichste geschehen. So blieb der fanatischen Partei voller Raum gelassen.

Ihr Hauptschlag bestand darin, den Scheich-ul-Islam durch Einschüchterung ihren Wünschen gefügig zu machen. Dieser erste geistliche Würdenträger hatte bis dahin versöhnliche Schritte befürwortet. Er kannte zu genau die Persönlichkeiten, welche an der Spitze der Fanatiker standen, um nicht zu wissen, daß der Fanatismus von ihnen nur als Hebel gebraucht werde und daß die Religion ihnen am wenigsten Sorge mache. Die schwebende Differenz schien ihm mehr eine Angelegenheit auswärtiger Mächte, ein Streit zwischen England und Rußland, woran nach seiner Ansicht die Pforte weder Geld noch Leute setzen sollte; der Streit könne höchstens die verschiedenen Patriarchen interessiren, je nachdem sie Geschmack und persönliches Interesse nach der einen oder anderen Seite ziehe; dem Scheich-ul-Islam sei es aber sehr gleichgiltig,

daß die gegenwärtig des Patriarchats sich erfreuende griechische Familie Vogorides mehr Vorliebe für den englischen Schutz habe als ihre Rivalin, die Familie Aristarchi, die sich zu Rußland hinneigt. Sind die Griechen, meinte er, wie sie selbst in ihren Adressen bekunden, keine Freunde Rußlands, geht die Gefahr für die Pforte weniger von diesem Staat aus als von dem beliebten England, und man hat um so weniger Grund, den Widerstand gegen Concessionen in christlichen Angelegenheiten bis zum Krieg zu treiben. Eingriffe Rußlands in die Integrität der Türkei wird uns das eifersüchtige Ausland besser abwehren, als wir es selbst vermögen. Der Islam aber, meinte der fromme Mann, kann am wenigsten dabei gewinnen, wenn wir durch übermäßige Anstrengungen uns bis zur vollen Abhängigkeit vom Auslande schwächen, wenn wir Ungläubige in unseren Armeen anstellen, Unglauben und fremde Sitten einreißen lassen und am Ende gar durch Hinopferung unserer jungen Leute auf den Schlachtfeldern die ohnehin erdrückende Ueberzahl der Christen im Lande noch vermehren, während zugleich die Erschöpfung der Menschenfonds und der sonstigen Geldkräfte die christlichen Geldmänner im Lande zu einem übermäßigen Ansehen bringen müßte, da man in jetziger Zeit sie nicht mehr mit Gewalt ausbeuten kann.

Daß diese Ansichten kein Gehör fanden, dafür hatte die Kriegspartei schon früher gesorgt, aber sie bedurfte jetzt der positiven Mitwirkung des geistlichen Würdenträgers, da ohne seine Zustimmung weder die Fahne des Propheten ausgestellt, noch ohne sein Gutachten ein Krieg erklärt werden konnte. Auch war an die Herbeiführung einer

Thronveränderung nicht zu denken, so lange man sich nicht der Bannstrahlen des Scheich-ul-Islam versichert hatte, denn nur ihm hatte das Religionsgesetz die Befugniß ertheilt, mittelst eines geistlichen Erkenntnisses (Fetwa) den Padischah, als der Vertheidigung des Islam unfähig, und darum der Herrschaft verlustig zu erklären. Durch Drohungen, welche ein mit der türkischen Geschichte so bekannter Mann zu würdigen wußte, wurde der Scheich dahin gebracht, sich unter der Macht des Terrorismus zu beugen, und geschehen zu lassen, was er nicht hindern zu können glaubte, da es im Corps der Ulemas Leute genug gab, die dem Wunsche der Kriegspartei mit Vergnügen entsprochen hätten, besonders um den Preis seiner hohen Stelle. Sobald die Terroristen sich dieses Mannes versichert hatten, wurde eine Scene in's Werk gesetzt, die fast an die Schreckensscenen im Schloß von Versailles zu Ende des vorigen Jahrhunderts erinnerte. Eine Deputation von achtzehn Ulemas begab sich in das Serail von Tschiragan und verlangte alsogleich den Großherrn zu sprechen. Niemand hatte dort den Muth oder den Willen, die Rebellen abzuweisen. Geräuschvoll drangen sie bis zu dem Monarchen, dem sonst die ersten Würdenträger nur lautlos und in tiefster Demuth nahen durften.

Mit der Brutalität jener blutigen Terroristen der französischen Guillotinen-Periode erklärte nun die Deputation dem Oberhaupt des Reiches, daß er nur die Wahl zwischen Absetzung und Kriegserklärung habe, und daß man ihm zur Entscheidung bis zu dem am folgenden Tage beginnenden Kurban-Bairam die äußerste Frist stelle.

Die Deputation bestand aus untergeordneten Leuten, aber man konnte nicht zweifeln, wer die Personen seien, auf deren unbestrittene Macht sie sich stützten, um sich eines solchen Wagnisses zu unterfangen.

Diese Personen mußte man jetzt ergreifen oder sich ihrem Willen unterwerfen. Im Serail entschloß man sich zu letzterem. Noch am selben Abend wurden der Großvezier, der Minister des Auswärtigen, der Scheich-ul-Islam und der Kriegsminister zu einem Cabinetsrath ins Serail berufen. Man kam überein, den Augenblick noch mit der Kriegserklärung zu warten, bis die Antwort von St. Petersburg eingelaufen sein werde, da man mit einer voreiligen Kriegserklärung, wozu jetzt noch kein Grund vorläge, die öffentliche Meinung Europas gegen sich aufbringen und den befreundeten Mächten einen Vorwand geben könnte, die Pforte ihrem Schicksale zu überlassen. Man könne um so mehr warten, als eine volle Zustimmung Rußlands zu den getroffenen Abänderungen der Note nicht glaublich sei. Dagegen wurde der bestimmteste Entschluß gefaßt, die Ablehnung Rußlands unmittelbar mit einer Kriegserklärung zu beantworten. Nachdem der Seraskier durch dieses Resultat des Cabinetsrathes seinen Zweck erreicht hatte, ging er gern darauf ein, alle Ruhestörungen während des Bairams verhindern zu helfen, und der Scheich-ul-Islam versprach, die rebellische Deputation zu bestrafen, was jedoch nicht über eine sanfte Ermahnung hinausging.

Am anderen Tage, dem 12. September, wurde die Bairams-Procession aus dem alten Serail nach der Moschee des Sultans Achmed mit auffallender Pracht abgehalten,

als lebte man noch in den glänzenden Zeiten der Solimane. Sechshundert reich kostümirte Reiter bildeten das Gefolge des Großherrn. Niemand aber erschien gebeugter als der Padischah selbst, vor dessen schwermüthigem Auge mitten in der heutigen Pracht die schmutzigen Ulemas der gestrigen Deputation schweben mochten, während all' der Glanz nur die Macht des stolz und trotzig hinreitenden Seraskiers constatiren sollte.

In der Stadt selbst herrschte während der drei Bairamstage, von denen man so viel Schreckliches erwartet hatte, die größte Ruhe. Die muselmänische Bevölkerung gab sich mit der größten Heiterkeit den Vergnügungen hin, die gewöhnlich mit diesem Fest verbunden werden, und es zeigte sich damit wieder, daß der so vielgenannte türkische Fanatismus ein sehr gehorsamer ist, und daß diese allerdings großer Wallungen fähige See ganz ruhig bleibt, wenn nicht von oben Stürme entfesselt werden. Die Herbeiziehung einer Anzahl Dampffregatten von der Besika-Bai nach Constantinopel schien keinen anderen Zweck zu haben, als die stattfindende Aufregung zu constatiren, und Europa durch Hinweisung auf die Gefahren, die von einer erbitterten Türkei bevorstehen, bange zu machen.

Am 18. September traf durch den Courier aus Wien die Nachricht ein, das Cabinet von St. Petersburg habe die modificirte Note abgelehnt, sei aber bereit, die Fürstenthümer ohne Entschädigung zu räumen und einen Botschafter der Pforte in St. Petersburg zu empfangen, wenn diese den ursprünglichen Entwurf der Wiener Conferenz unterzeichnen wolle. Nach den Dispositionen in Constantinopel

hätte man erwarten sollen, daß die Pforte nun sogleich den Krieg erklären werde. Die Kriegserklärung wurde jedoch aufgeschoben und der türkische Fanatismus wartete, weil — aus London noch nicht die Post eingetroffen war, welche die neueste Instruction in Bezug auf den Entschluß des russischen Cabinets mitbringen sollte. Die bisherigen Instructionen des englischen Gesandten mußten jedoch ausreichend genug gewesen sein, um ihn hartnäckig gegen jede Mitwirkung einzunehmen, welche die Pforte bestimmen konnte, endlich eine Note zu acceptiren, welcher doch die englische Regierung in Wien beigestimmt hatte. Kaum war jedoch eine über Wien dirigirte telegraphische Depesche an Lord Redcliffe eingetroffen, als der Sultan plötzlich am 24. September Abends einen Cabinetsrath berief, worin der Krieg beschlossen und auf den 26. eine große Divansitzung anberaumt wurde, zu welcher dreihundert der vornehmsten Functionäre vom Civil und Militär und die angesehensten Mitglieder aus dem Corps der Ulemas geladen wurden. Am 25., dem Tag nach dem Beschluß des Cabinetsrathes und wenige Stunden vor der großen Divansitzung, deren unumstößliches Verdict nicht mehr zweifelhaft sein konnte, ließ sich Lord Redcliffe bewegen, in Gemeinsamkeit mit der französischen Gesandtschaft eine Note an die Pforte zu richten, die sich im Wesentlichen der Note der österreichischen und der preußischen Gesandtschaft anschloß, und die Annahme des ursprünglichen Entwurfs der Wiener Conferenz empfahl, unter Hinweisung, daß dieser Entwurf nicht die von der Pforte befürchteten Eingriffe in ihre Souveränetät nach sich ziehe.

Auf die Wirkung dieser Zuschriften war nach der bisherigen Haltung Englands und nach den Vorgängen im Serail kaum mehr zu rechnen. Wie aufrichtig es der Lord mit seiner Anempfehlung meinte, läßt sich am besten aus der Haltung des als englischen Minister bezeichneten Reschid Pascha ersehen, der so hartnäckig wie nur irgend einer der Fanatiker an den Modificationen festhielt. Es ist Thatsache, daß der Sultan im letzten Moment Reschid allein zu sich kommen ließ, um von ihm zu erfahren, ob die Beibehaltung der Modificationen wirklich so dringend sei, daß man einen so gefährlichen Krieg darüber beginnen solle. Von Reschid, der für einen Gemäßigten galt, hoffte er Wahrheit zu vernehmen, und wer weiß, ob er nicht den Muth gefaßt hätte, der Kriegspartei Halt zu gebieten, selbst auf die Gefahr Thron und Leben an das Wagniß zu setzen! Aber Reschid spielte jetzt selbst den Fanatiker, indem er erklärte, er würde sich lieber die Hand abhauen lassen, als die unveränderte Note unterschreiben, oder er würde seine Hand zur Reinigung ins Feuer stecken, wenn er etwa einem Befehl zum Unterzeichnen gehorchen müßte. Am 26. fand denn auch wirklich die große Divansitzung statt, und deren Resultat war ein mit 126 Unterschriften versehenes Gutachten; dasselbe erklärte mit Entschiedenheit den Wiener Entwurf ohne die von der Pforte angebrachten Veränderungen als unannehmbar, empfahl dem Sultan Gewalt mit Gewalt zu begegnen, und zu dem Zweck eine neue Aushebung von 150.000 Mann und eine Herausgabe von 80 Millionen Piaster Papiergeld.

Einem so einstimmigen, wenn auch kaum einmüthigen Beschluß der versammelten ersten Personen des Reiches

hätte selbst der energischeste Beherrscher eines Reiches wie das Osmanische nicht leicht entgegentreten können, nachdem er ihn einmal hatte zu Stande kommen lassen. Niemand war aber auch nur einen schwachen Versuch dagegen zu machen weniger geeignet, als der sanftmüthige Sultan Abdul Medschid, dessen Friedensliebe jetzt nur noch darauf gerichtet war, durch den Krieg nach außen den Frieden im Innern zu erhalten! War der Beschluß des Divans durch Fanatismus und Drohungen erzwungen, worauf auch der Umstand hindeutete, daß man nachträglich unter anderen auch die Unterschrift des alten Chosrew Pascha, des erklärten Freundes der Allianz mit Rußland, erlangte, so war das für den sanften, der Macht beraubten Monarchen nur ein Grund mehr, den Beschluß zu adoptiren und auszuführen. Persönliche Furcht war es wohl weniger, was den bestürmten Herrscher so gefügig machte, als die Besorgniß vor Revolution und Anarchie bis in die Straße hinab, zu deren Herbeiführung er die Leidenschaften der Kriegspartei vollkommen fähig hielt.

X.

Die Fahne des Propheten. — Fanatismus der Ruhe in Europa, Fanatismus der Bewegung in der Türkei. — „Ghasi“ der Siegreiche. — Beseitigung des griechischen Patriarchen.

Die Kriegspartei hatte es in Rücksicht auf die Anwesenheit des Czaren in Olmütz, von deren Resultat sie einen Umschlag in der Haltung des Sultans befürchtete, so eilig, daß sie schon am 28. September ein Iradé bewirkte, durch welches der Sultan dem Ausspruche des Divans die Sanction ertheilte und die Pforte mit dem Vollzuge der kriegerischen Maßregeln beauftragte. Die Kriegserklärung bestand in einem Manifest an die Nation, worin die Forderung Rußlands als Eingriff in die Souveränetät der Pforte bezeichnet, die Wiener Note in ihrer ursprünglichen Form aus demselben Grund als unannehmbar, und die executorische Occupation der Fürstenthümer als Vertragsbruch und darum als casus belli erklärt wurde.

Gegen die Occupation richteten sich nun direct die Beschlüsse, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, indem durch Omer Pascha an den Fürsten Gortschakoff ein von der

Pforte verfaßtes Schreiben übersandt wurde, welches diesem eine Frist von fünfzehn Tagen zur Räumung der Fürstenthümer stellte, deren Ablauf im Weigerungsfalle die Eröffnung der Feindseligkeiten folgen solle.

Mit der Veröffentlichung des Manifestes und der kriegerischen Decrete wartete man jedoch bis zum 4. October, dem muselmanischen Neujahrstage, theils weil die Türken, deren hierarchische Verfassung die Staatshandlungen mit religiösen Acten identificirt, einen so wichtigen Schritt auf einen Festtag verlegen wollten, theils um die auch unter den Muselmanen umgehende Sage von dem auf das laufende Jahr prophezeiten Untergang des Osmanischen Reiches dadurch zu entkräften, daß man die möglicherweise verhängnißvolle Entscheidung an ein neues Jahr knüpfte, über welchem die gespenstische Prophezeiung nicht mehr schwebte. Das Manifest war auch vom 4. October datirt und an demselben Tage wurden in den Moscheen die betreffenden Decrete des Sultans, sowie der Ausspruch des Scheich-ul-Islam, daß dieser Krieg nicht gegen die Religion verstoße, verlesen. In Bezug auf das Fetwa des Scheich hatte man diesmal eine der öffentlichen Meinung Europas huldigende Aenderung eintreten lassen. Sonst gingen die ersten amtlichen Beschlüsse zur Eröffnung eines Krieges von dem Kirchenoberen aus, da der Koran nur Religionskriege erlaubt. Den Leitern der osmanischen Staatshandlungen kam es aber jetzt darauf an, einem Krieg, für den das christliche England sich interessiren sollte, den Anschein eines Kampfes des Halbmondes gegen das von Rußland vorgeschobene heilige Zeichen des Christenthums zu benehmen.

Darum wurde selbst der religiöse Brauch der Muselmanen umgeändert, der Beschluß des Divans und die Bestätigung des Sultans vorangestellt, das Fetwa des Scheich-ul-Islam dagegen nachträglich und in blos negativer Form angeschlossen. Für die große Masse der Muselmanen konnte allerdings am 4. October, wo alle betreffenden Aussprüche schon erlangt waren, die Verkündigung des Krieges in alter Weise vollzogen werden, wie denn überhaupt der gemeine Mann, der aus Egypten und entfernten Provinzen zum Kampf herangezogen wurde, von seinen Geistlichen allenthalben in der Meinung erhalten wurde, daß es eben wieder einen Krieg gegen das Kreuz gelte, mit all' den im Volke lebenden Erinnerungen der alten Zeiten, wo der Aermste mit Beute beladen zurückkehrte und der Sklave sich zum Pascha von drei Roßschweifen emporkämpfte. In den modernisirten Kreisen von Constantinopel wurden diese Gedanken des mißbrauchten gemeinen Mannes so gut als möglich überfirnißt, und die Fahne des Propheten weislich in ihrem Futteral gelassen.

So war denn Alles geschehen, um den Bemühungen der vermittelnden Macht und den etwaigen Resultaten der Olmützer Zusammenkunft den Weg abzuschneiden. (Selbst Graf Nesselrode hatte später in unbegreiflicher Weise mitgewirkt durch seinen, wenn nicht unprovocirten, doch völlig unnöthigen, die Gegner nur aufstachelnden, alle Welt befremdenden Commentar zu der Wiener Note und den von der Pforte vorgeschlagenen Modificationen.) Als nun am 6. October eine telegraphische Depesche aus Wien vom 30. September die Meldung brachte, daß Rußland bewogen

worden sei, einer Note explicative der vier Großmächte zu der Wiener Conferenznote beizustimmen, fand dieselbe in Constantinopel ein fait accompli und die Scene zum Kriegstheater umgewandelt.

Aber auch jetzt noch gab man die Bemühung nicht auf, das Schwert in die Scheide zurückzustoßen. War auch die Kriegserklärung erfolgt, so blieb doch der Krieg selbst überflüssig, sobald das möglicherweise zu Erobernde bereits zugestanden war. Die Concession Rußlands ging doch jetzt auf das ein, was England selbst, wenigstens scheinbar, als conditio sine qua non aufgestellt hatte.

Die Differenz, welche unmittelbar vor der Kriegserklärung in der Haltung der auswärtigen Gesandtschaften bestanden hatte, war nun durch die Bemühung Oesterreichs in Olmütz gehoben worden. Doch die staatsmännische Vernunft war aus dem Rathe der Pforte gewichen, Leidenschaft, Illusion und verderbliche Einflüsterung trieben ihr verhängnißvolles Spiel (welchem Fürst Menschikoff durch die wenig bemessene Art seines Auftretens trefflich in die Hände gearbeitet hatte) und über das Portal der Hohen Pforte schien bereits die Weltgeschichte die furchtbaren Worte hinzuschreiben: Quem Deus perdere vult dementat — „die Götter bethören, über wen sie Verderben beschlossen!"

Reschid Pascha wies auch die Olmützer Note entschieden zurück, wollte überhaupt von keinem Vorschlag mehr hören, der irgendwie die Conferenznote einschloß. Diese, meinte er, müsse für immer begraben werden. Sollten noch Unterhandlungen stattfinden, so könnten sie nur auf ganz neuen Grundlagen eröffnet werden, über welche man sich

jetzt nicht erklären wolle, da überhaupt in diesem Augenblicke nur von Waffenthaten die Rede sein könne; Ehre und Unabhängigkeit erlaubten weder Bedenken noch Berücksichtigung der Gefahren.

Jetzt mußte es auch dem Vertrauensvollsten klar werden, daß die Pforte und ihr auswärtiger Rath es auf nichts Anderes als die Annulirung aller Verträge mit Rußland von Anfang abgesehen und ihre Rüstungen in der Ueberzeugung begonnen hatte, daß eine solche Absicht zum Kriege führen müsse. Der Unterschied zwischen Reschid Pascha und dem Seraskier hatte früher nur darin bestanden, daß der Erstere und sein Anhang diesen Zweck auf diplomatischem Wege zu erreichen hofften, während der Letztere mit dem Schwerte den Vertrag von Kainardschi und überhaupt alle früheren Verträge mit Rußland durchschneiden wollte, da eben mit dem Eintritt des Kriegsrechtes das Vertragsrecht zu Ende geht. In diesem Augenblicke waren Beide einig, daß mit dem ersten Kanonenschuß tabula rasa gemacht werden müsse, aber über den weiteren Gang herrschte noch immer Meinungsabweichung. Der Seraskier, der von einem wirklich selbstständigen großen Türkenreich träumte und die auswärtige Allianz nur benützen wollte, anstatt ihr als Werkzeug zu dienen, wollte den Krieg in weitester Ausdehnung führen, die Russen über den Pruth werfen, die Tscherkessen in Aufstand bringen und den „Moskowiter" auf's Haupt schlagen, um ihm den Frieden zu dictiren. Reschid dagegen, der an solche Erfolge nicht zu glauben wagte, dachte nur daran, für die Pläne seines Alliirten und Gesinnungs-

genossen im Auslande mit den türkischen Waffen Raum zu schaffen. Obwohl Reschid mit seinen Plänen hinter dem Berge hielt, konnte es dem Kenner des Terrains doch klar werden, was er unter den „neuen Grundlagen der Unterhandlung" verstand. Nachdem das Reclamationsrecht Rußland durch die Wiener Conferenz constatirt war, ging seine Absicht jetzt dahin, durch einen gänzlich neuen und allgemeinen Vertrag dem Reclamationsrechte Rußlands, welches im Grunde auch ohne Vertrag durch die Natur seiner religiösen Verhältnisse begründet war, ein Schutzrecht für die Pforte seitens der übrigen Staaten Europas entgegenzusetzen. Der Londoner Vertrag vom Jahre 1841 sollte in einem ausgedehnteren Maße erneut werden. Daher das fortwährende Streben Englands nach einer „action collective", welches sich durch das ganze Drama der Differenz wie ein rother Faden hinzog.

Natürlich war es also, daß unter solchen Umständen alle diplomatischen Versuche, besonders die von conservativen Staaten ausgehenden, über deren Mißlingen man in Europa so Erstaunen zeigte, zu keiner Lösung führen konnten. Der Fanatismus der Ruhe in Europa vermochte freilich den Fanatismus der Bewegung in der Türkei nicht zu begreifen. In Europa konnte es in den letzten Jahrzehnten der Diplomatie wiederholt gelingen, selbst einen gordischen Knoten zu entwickeln, weil Alles davor zurückschrak, ihn mit dem Schwerte zu zerhauen. Sobald man durchaus keinen Krieg will, müssen sich auf die eine oder andere Weise Mittel zum Ausgleich bieten; das begütigende Wort ist überall leicht gefunden, wenn man sicher ist, Gehör zu

finden! Diesem Umstande war es auch zu danken, daß selbst der schwebenden Differenz gleich im Beginn der Charakter eines europäischen Conflictes wenigstens anscheinend entzogen und die Idee der Localisirung allenthalben mit Acclamation begrüßt wurde.

Anders ist es aber in der Türkei. Dem Türken erscheint der Krieg weder als ein moralisches noch als ein materielles Uebel. Der Religionskrieg ist des echten Muselmanes höchste Aufgabe, Wunden und Tod scheut der Fatalist nicht, am wenigsten in der Hitze des Fanatismus. In der Türkei giebt es keine Kunst und Wissenschaft, die der Krieg gefährden, keine Actien, die er entwerthen könnte, das hölzerne Haus des Eigenthümers ist bald wieder gebaut, wenn es die Bombe zerstört hat. Dort giebt es keine Fabrikanten und Kaufleute, die über Ruin jammern, und überhaupt kein weitverzweigtes, verzärteltes und ruhesüchtiges Bürgerthum, dessen Geheul die Kriegslust der Staatsgewalt beschwören könnte. Hier hatte also der Staatsmann nur Wühlerei und Rauflust vor sich, wie auf all' den Punkten Europas, wo die Revolution tobte, und auch hier begegnete er derselben leitenden und schürenden feindlichen Politik, auf welche das Princip der Ordnung auch dort gestoßen war, und wenn man dort rascher als hier zu Ende kam, so lag der Grund darin, daß man dort die Zustände anders als hier behandelte, indem man dort Schläge, hier Vorschläge anwandte.

Nachdem dem Sultan die Kriegserklärung entrissen war, wurde die Ausführung mit großer Eile betrieben. Die fremden Flotten wurden aus der Besika-Bai herein-

gezogen. Es ist wahr, daß England, durch den hastigen Gang der Dinge erschreckt, mit der Eröffnung der Feindseligkeiten einzuhalten wünschte, aber es ist jedenfalls daran zu zweifeln, daß Lord Redcliffe und Reschid Pascha ernstlich darauf eingingen. England hat Europa Ursache genug zum Mißtrauen gegeben, um selbst den Verdacht zu rechtfertigen, daß es mit dieser scheinbaren Wirksamkeit für den Einhalt der Feindseligkeiten zugleich mit darauf abgesehen war, die Instructionen an den General Gortschakoff in dem Sinne zu gestalten und diesen selbst in seiner Stellung einzuschläfern, damit den Türken in ihren ersten Unternehmungen wohlfeile Erfolge ermöglicht würden, die auf die Stimmung in der Türkei wie auf die öffentliche Meinung Europas, die sich so leicht nach dem Erfolg richtet, einen entsprechenden Eindruck machen konnten. Nahm doch die „Times" selbst, auf die ersten Siegesnachrichten, keinen Anstand zu erklären: wenn diese unerwartete Metamorphose sich bewähren sollte, so würde man daran denken müssen, derselben die Politik anzupassen. Und die „Times" war bis dahin das einzige Preßorgan, welches die auswärtige Politik Lord Aberdeen's vertrat. Dieses voreilige Bekenntniß sollte selbst dem Leichtgläubigsten über die Geheimnisse der englischen Politik die Augen öffnen.

Es ist zu bemerken, daß man in London bereits am 3. October die Kriegserklärung kannte, die Weisung wegen Einhalt der Feindseligkeiten kam aber erst am 18. nach Constantinopel und ging von dort erst am 21. an Omer Pascha. Es ist indeß möglich, daß Lord Aberdeen einem wirklichen Ausbruch des Krieges nicht zustimmte, in der

Besorgniß, derselbe könnte die Russen zu weit in das Innere der Türkei bringen, sowie die extreme Politik englischer Staatsmänner die Franzosen nach Rom gebracht hatte. In Constantinopel hatte indessen die Kriegspartei, die nun einmal, indem sie ihrer Leidenschaft diente, für England einen Sündenbock abgab, sich durch den angeblichen Wunsch Englands und die angebliche Bereitwilligkeit zu dessen Erfüllung nicht abhalten lassen, dem Krieg seinen Lauf zu lassen. Der Befehl kam erst nach der Affaire von Isaktscha an Omer Pascha, obwohl man das Beispiel vor sich hatte, daß die Nachricht vom Einmarsch der Russen in 24 Stunden aus dem Hauptquartier nach Constantinopel gelangte. Es war das freilich damals zur Zeit des ersten Bairams, wo jene Nachricht der Kriegspartei zur Durchführung ihres ersten terroristischen Streiches verhalf. Ueberdies wurden jene ersten Thaten auf dem Donau-Kriegsschauplatze im „Journal de Constantinople" als „glückliche Versuche" ausposaunt und ihnen also die officielle Bedeutung gegeben, die Reschid Pascha ihnen im Verkehr mit Friedensfreunden nehmen wollte, indem er sich darüber bestürzt zeigte! Die Stelle in jenem Suspensionsbefehl, welche die Ordre aufhebt für den Fall, daß die Feindseligkeiten mittlerweile schon eröffnet wären, läßt denselben überhaupt als eine plumpe Täuschung erscheinen.

Die ersten Erfolge der osmanischen Waffen waren der Kriegspartei noch zu einem weiteren wichtigen Schritte nöthig. In den allgemeinen Enthusiasmus der Muselmanen über einen solchen glücklichen Anfang wurde der Sultan selbst mit fortgerissen, besonders da man ihn bei dem Aus-

gang aus der Moschee durch Acclamation mit dem Namen Ghasi, der Siegreiche, begrüßen ließ. Er wurde nun bewogen, aus dem Dunkel des Serails herauszutreten und persönlich eine kriegerische Demonstration zu machen.

Schon am 31. October begab er sich zur Pforte und ließ dort in seiner Gegenwart einen Hatischerif verlesen, der den Krieg als einen nationalen erklärte und den Entschluß des Sultans ankündigte, zum Frühjahr selbst ins Hauptquartier nach Adrianopel zu gehen, um bei dem großen Werke mitzuwirken. Mit dieser Erklärung hatte die Kriegspartei einen doppelten Zweck verbunden. Sie trat der Meinung entgegen, welche den Sultan als gezwungen betrachtete, und vereitelte alle weiteren Bemühungen der Diplomatie, indem sie durch ein solches Auftreten des Padischah auch den Czaren so sehr verletzen ließ, daß auch später an eine directe Versöhnung zwischen den beiden Monarchen nicht mehr gedacht werden konnte. Lord Redcliffe selbst ging später noch weiter, indem er sogar den osmanischen Monarchen in diesem Sinne persönlich zum Sprechen brachte, und zwar bei einer feierlichen öffentlichen Audienz, die er erlangte, um die höheren Officiere der Flotte vorzustellen. Die stark gefärbten Reden, die bei der Audienz gehalten wurden, hat dann ein officiöses Organ der Pforte wörtlich mitgetheilt.

Die Thätigkeit Lord Redcliffe's machte sich im Verlauf der letzten Zeit auch noch durch seine Einwirkung auf den neuen griechischen Patriarchen bemerkbar, welche diesen bestimmte, eine entschieden antirussische Adresse an den Sultan zu richten, die bei den griechischen Gemeinden in

Constantinopel und in Seestädten, wo der englische oder vielmehr der revolutionäre Einfluß dominirte, Nachahmung fand. Diese Adressen aber, welche beweisen sollten, daß die Griechen vom russischen Einfluß nichts wissen wollten, bewiesen nur, daß der Einfluß Englands und das Uebergewicht der politisch-revolutionären Gesinnung über die religiöse schon so sehr überhand genommen, daß der christliche Patriarch nicht darüber erröthete, dem muselmänischen Eroberer von Constantinopel, Mohammed II., dem Unterdrücker der orientalischen Christenheit, den Titel des „Glorreichen" in seiner Adresse zu geben, und daß sein Gewissen sich nicht sträubte, in einem Kriege zwischen dem Kreuz und dem Halbmond oder wenigstens zwischen Glaubensverwandten und Ungläubigen offen für letztere Partei zu ergreifen. Dies that er in einer noch schärferen Weise mit einer zweiten Adresse, worin er für die Waffen der Muselmanen den Segen des Himmels anflehte und um die Erlaubniß bat, den Sultan ins Hauptquartier von Adrianopel mit seiner ganzen Synode begleiten zu dürfen.

Schon die rasche Wahl und die Persönlichkeit des neuen Patriarchen Antimos müssen auf die Richtung der jüngeren griechischen Generation ein Besorgniß erregendes Licht werfen. Der frühere Patriarch Germanos war am 28. September gestorben, und bereits am 8. October war der neue Patriarch Antimos gewählt und von der Pforte bestätigt. Es erregte Aufsehen und Verdacht, daß der Tod des früheren Patriarchen gerade mit dem Beschluß der Kriegserklärung zusammentraf. Man versicherte zwar, daß der frühere Patriarch schon seit längerer Zeit kränklich

gewesen, und wollte höchstens gelten lassen, daß der Schrecken über den nun unvermeidlichen Krieg und der Gedanke an die entsetzliche Stellung, in die er als Oberhaupt einer christlichen Kirche und Unterthan eines muselmanischen Landesherrn zwischen den Kämpfern gebracht war, seinen Tod beschleunigt hatte. Wie dem auch sei, jedenfalls kam sein Tod der Pforte sehr gelegen, da sie an der Spitze der griechischen Kirche jetzt einen Mann brauchte, auf den man sich verlassen konnte. Hieß es von dem neuen Patriarchen, daß ihm Geldrücksichten über Alles gingen, so konnte man sich um so leichter seiner versichern. Die politischen Eigenschaften, die man ihm beilegte, hätten ihn allerdings jeder anderen Regierung als Revolutionär verdächtigen müssen. Aber den in Constantinopel herrschenden Demagogen schienen solche Eigenschaften nicht verfänglich.

XI.

Localisirung des Krieges. — Verfehlte russische Offenherzigkeit. — Wer das Unglück von Sinope verschuldete. — Westmächtliche Allianz. — Die Loftas als überflüssig heimgeschickt. — Geheuchelte Friedenslust.

Die Kriegserklärung der Pforte wurde in ganz Europa mit dem verstärkten Rufe nach Frieden aufgenommen. Doch konnte jetzt eine Rückberufung der russischen Truppen und eine Rücknahme der Forderungen kaum mehr erwartet werden; Ausdauer und selbst Hartnäckigkeit schien vielmehr für das russische Cabinet zur, man möchte sagen traurigen Nothwendigkeit geworden, wenn es nicht alles Ansehen im eigenen Lande und allenthalben verlieren wollte. Zudem war die Kriegserklärung der schlagendste Beweis von der Allmacht Englands in Constantinopel, das den Kriegsstand brauchte, um die Flotten in den Bosporus ziehen zu können, ohne gegen den Vertrag von 1841 zu verstoßen. War Rußland aber diesem Einfluß mit der Sendung des Fürsten Menschikoff entgegengetreten, hatte es darauf denselben vergebens durch stärkere, keineswegs wohlüberlegte und gutgewählte Mittel zu paralysiren gesucht, so mußte es jetzt in Folge eigener Miß-

griffe und englischer Arglist — die Anstrengungen bis zum Aeußersten steigern oder seiner bisherigen Politik entsagen. (Seine durchaus ungerechtfertigte Besetzung der Donaufürstenthümer strafte sich schwer an ihm selbst und Anderen.)

Unter dieser beängstigenden Voraussicht wurde der Gedanke „Localisirung des Krieges" allenthalben vom Publikum mit großem Jubel aufgenommen und selbst von der officiösen Presse adoptirt. Der allgemeine Beifall konnte nur aus der Ueberzeugung hervorgehen, daß einige tüchtige Schläge genügen würden, um den Fanatismus der Türken zu kühlen und den aufreizenden Rathschlägen in Constantinopel ihre Macht zu nehmen. Ohne diese Aussicht wäre die Hoffnung auf Erhaltung des europäischen Friedens ohne Begründung gewesen, da bei allzu langer Dauer der Krise die Einfriedung des Kampfes unmöglich erscheinen mußte. Ein Sieg der russischen Waffen konnte nach der Olmützer Uebereinkunft nichts Anderes bedeuten als die Ueberreichung der den Türken vergebens empfohlenen Wiener Conferenznote auf der Spitze russischer Bajonnete. Die als officiös geltende „Times" hatte damals, von diesem Gedanken ausgehend, eine abwartende Stellung genommen, und in demselben Sinne ging auf den Börsen Europas die Hausse parallel mit den jeweiligen Erfolgen der russischen Waffen.

Aber zum Erstaunen der ganzen Welt geschah das Unglaubliche! Während die Türken den für unmöglich gehaltenenen Donau-Uebergang ausführten, in Europa und Asien Stoff zu lärmenden Siegesbulletins errangen, wurde

das so schweigsame Cabinet von St. Petersburg plötzlich redselig und ließ in dem Rundschreiben des sonst so vorsichtigen Grafen Nesselrode eine Auffassung der Conferenznote durch die Welt laufen, welche seinen Feinden höchst erwünscht kam und seine Freunde stutzig machen mußte. Die Folgen machten sich bald bemerklich. Das unglückliche Rundschreiben bot den Westmächten einen mit Begierde ergriffenen Vorwand, die von ihnen früher gutgeheißene Wiener Conferenznote verleugnen zu können, ohne sich mit Oesterreich darum entzweien zu müssen und ohne ihre Hintergedanken ersichtlich zu machen. Wir sagen einen Vorwand, denn schon vor jenem Circular hatten die Westmächte die abermalige Anempfehlung der Conferenznote von der Pforte ablehnen und die Ablehnung von einer Kriegserklärung begleiten lassen, ohne in Constantinopel ein energisches Wort auszusprechen, wie das in der Depesche des französischen Ministers an den Grafen Walewsky vom 4. October ausdrücklich zu lesen ist.

Und doch hätte es nur einer energischen Beihilfe von Seite der Westmächte bedurft, um dem Schwindel der Türken ein Ende zu machen. Wem der Herrscherton der Alliirten gegen die Pforte bekannt war, der mußte stets wissen, was von der vorgespiegelten Souveränetät und Unabhängigkeit der Pforte zu halten war. In Betreff der Grundsätze des Rundschreibens war man gleichfalls nicht berechtigt, Europa zu alarmiren, da die Repräsentanten der vier Mächte in Constantinopel in ihrer identischen Note vom 15. December noch weit eingreifendere Forderungen an die Pforte gestellt hatten, ohne sich auf den

Vertrag von Kainardschi berufen zu können, den Rußland in blutigen Kämpfen erfochten hatte.

Neben den Wirkungen der übelberathenen und übelberechneten russischen „Offenherzigkeit" ermuthigten die Erfolge der türkischen Waffen den englischen Speculanten, der es sich gerne gefallen läßt, auf fremde Gefahr Geschäfte zu machen; und die Lords Palmerston-Redcliffe, die nahe daran waren als Hazardspieler und heiße Köpfe allen Credit zu verlieren, galten wieder für große Staatskünstler und zuverlässige Rechenmeister. Bei der Pforte aber gesellte sich, nach der veränderten Stimmung in Europa, nach den unverhofften Erfolgen auf dem Kriegsschauplatze, unbegrenzter Hochmuth und Siegesrausch zu der Herrschaft des Fanatismus. Der Geldverlegenheit war für die nächste Zeit durch Vorschüsse inländischer Banquiers auf den egyptischen Tribut abgeholfen; auf weiterhinaus dachte man nach gewöhnlicher türkischer Sorglosigkeit nicht. Frankreich aber ließ jetzt mehr als jemals allenthalben das Feuer schüren, da es nun die Dinge seinem still gehegten und gepflegten Zweck, der unheilbaren Trennung Rußlands von England, sich näher sah.

Unter solchen Umständen konnte eine blos rathend auftretende Vermittlungspolitik nirgends verfangen. In Constantinopel verhallte Oesterreichs wohlgemeinte ehrliche Warnung vor einem blinden Vertrauen auf momentane Erfolge, und der gegen Ende Novembers gemachte Vorschlag zur Anknüpfung einer directen Unterhandlung mit Rußland wurde von Lord Redcliffe bekämpft und von Reschid Pascha als zwecklos abgelehnt. Fast unmittelbar

auf die hochmüthig überhörten Warnungen erfolgte das Ereigniß von Sinope. Ueber dieses Ereigniß ist alles Mögliche gesagt worden, nur nicht die Wahrheit, und zwar mit gutem Grunde; denn das Unglück der türkischen Flottille ist von Niemanden mehr verschuldet worden als von den angeblichen Busenfreunden der Pforte, und während man in den russischen Kirchen das Tedeum anstimmte, hatte Niemand mehr Ursache sich zu freuen als eben Rußlands Gegner, die darüber scheinbar jammerten! Schon während des ganzen Monats November wußte man in Constantinopel, daß ein türkisches Geschwader ausgelaufen sei mit der Bestimmung, Waffen und Munition nach der tscherkessischen Küste zu führen. Man sprach von der Anwesenheit eines Tscherkessenhäuptlings auf dem Geschwader. Das „Journal de Constantinople“ brüstete sich sogar mit der stattgehabten Landung. Ironisch fragte man in den Zeitungen, ob denn die vielgerühmte Flotte von Sebastopol in die Reihe der orientalischen Märchen gehöre, oder an ihren Ankern versunken sei.

Aber diese Flotte war kein Märchen, wiederholte Berichte meldeten vielmehr, daß sie an verschiedenen Punkten des Schwarzen Meeres gesehen worden sei, und man sprach die Vermuthung aus, daß sie das türkische Geschwader verfolge.

Am 26. November erlangte man endlich in Constantinopel die volle Gewißheit, daß das türkische Geschwader in dem unsichern Hafen von Sinope von russischen Linienschiffen beobachtet werde. Daß das Geschwader keinen russischen Geleitschein habe, wie man ungefähr später behauptete,

wußte man in Constantinopel am besten, denn die Pforte unterhandelte seit dem 26. mit den Gesandten der Westmächte, um sie zur Aussendung ihrer Flotten zu bewegen, ohne sie dazu bestimmen zu können. Was man später von russischen Zusicherungen sprach, gehört in das Reich der Erfindungen; kein Actenstück erwähnt ihrer, die Depesche des französischen Ministers an den Grafen Walewsky vom 4. October spricht vielmehr von bevorstehenden Gefahren und von der Nothwendigkeit, die Flotten bis auf die Höhe von Varna operiren zu lassen. Man hatte also durchaus keinen Grund zu der Annahme, der russische Admiral werde nach dem Einbruch des Feindes in russisches Gebiet, nach der Ueberschwemmung eines Theiles von Armenien, nachdem man selbst Tiflis bedroht hatte, und nach der Niedermetzelung der Besatzung von St. Nikolai (Schefketil) mit den Kriegsmitteln des Feindes sehr schonend verfahren. Trotz dieser sich aufdrängenden Voraussicht blieben die alliirten Flotten unbeweglich im Bosporus, obgleich sie zeitlich genug bis zum 30., dem Tage der Schlacht, in Sinope anlangen konnten. Man schickte nicht einmal einen Dampfer hinaus, um den russischen Admiral vor einem Angriff zu warnen und für die Folgen verantwortlich zu machen, womit man sich allenfalls das Recht zu der späteren Phrase erworben hätte, „das türkische Geschwader sei unter den Augen der es schützenden alliirten Flotten vernichtet worden".

Im Angesicht solcher Thatsachen und der von den Westmächten daraus gezogenen Consequenzen ist es wahrlich keine Uebertreibung, wenn man die Unthätigkeit der

Flotten als eine indirecte Aufforderung zur Zerstörung des türkischen Geschwaders betrachtet. Es war eben ein Seitenstück zu der anfänglichen friedlichen Erklärung in Betreff des Marsches in die Fürstenthümer, die jetzt aller Welt als Aufmunterung erscheint, und zu der Begünstigung oder Betreibung der türkischen Kriegserklärung, worin wohl Niemand mehr die geheuchelte Friedensliebe oder den Wunsch für das Wohl der Türkei erblicken kann. Wir wollen der Nachwelt das Urtheil überlassen und nicht die Verantwortung für eine schwere Beschuldigung auf uns nehmen, aber wir hörten von mehr als einem denkenden Beobachter sagen: in der That liege es ganz im Geist Palmerston'scher Allianzpolitik, sich von Rußland den Dienst erweisen zu lassen, die brauchbarsten Schiffe der Türken und deren beste Seeleute in die Luft zu sprengen, wobei man wohl nur bedauert habe, daß die russische Flotte bei dieser Dienstleistung nicht auch Löcher in den Leib bekommen. Den Alliirten dem eigenen Interesse opfern, sei schon öfter das Kriterium englischer Freundschaft gewesen; noch niemals aber habe England eine so günstige Gelegenheit gehabt, die Pforte durch Verlegenheiten auf immer von sich abhängig zu machen, als in dem jetzigen Augenblick, wo sie durch äußeren Druck und innere Verblendung ganz in seine Hände gegeben war. Sei nun mit Hilfe der Russen ein unliebsamer Freund bei Sinope glücklich begraben gewesen, so habe man damit andererseits eine herrliche Gelegenheit gewonnen, mit gut gespieltem Jammer händeringend durch Europa zu laufen und über Vandalismus und Mordbrennerei zu schreien, als ob die englischen

Kanonen bei Navarin auf die türkischen Schiffe Confetti geworfen hätten, und als ob das Bombardement von Kopenhagen mitten im Frieden ein Lustfeuer gewesen wäre. (Wir wollen, mit Anführung dieser Urtheile, das Verfahren der Russen durchaus nicht vertheidigen, so wenig wir überhaupt ihre diplomatischen Sünden und ihre politischen Uebergriffe irgend zu verdecken oder zu beschönigen gesucht haben. Aber das darf uns nicht blind machen für die englische Perfidie, die auf Rechnung der europäischen Gefühlspolitik gute Geschäfte macht.)

Zu Constantinopel konnte man leichter in dem Jammer der Westmächte die auf Bethörung Europas berechnete Komödie erkennen, denn man sah dort die alliirte Flotte auch nach dem Ereigniß von Sinope noch volle vier Wochen unbeweglich im Bosporus liegen, obgleich die türkischen Schiffe nicht mehr allein hinauszugehen wagten, und jede Verbindung zur See zwischen der Hauptstadt und den Armeen aufgehört hatte. Auch diese Saumsal hatte ihre schlimmen Folgen für die Türken. Die asiatische Armee, die sich ohne Succurs und Zufuhr sah und von einem in ihrem Rücken landenden russischen Corps abgeschnitten zu werden besorgte, verlor in dem Grad Muth und Vertrauen, daß sie nicht blos den Rückzug antrat, sondern sogar beim raschen Nachrücken der Russen in volle Auflösung gerieth. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn die russische Armee an der Donau diese Zeit benützt hätte! Was lag aber der Zögerung der Flotten auch jetzt noch zu Grunde? Die Westmächte brauchten offenbar einige Niederlagen der Türken, um Europa zu alarmiren, den

friedliebenden Bürger in Hitze zu bringen und die Pforte selbst so mürbe zu machen, daß sie den letzten Rest von Selbstbestimmung aufgab und ihr Schicksal willenlos in die Hände der Alliirten legte.

Diese Absicht ist denn auch in vollem Maße erreicht worden. Die bisher gleichgiltig zuschauende Bevölkerung Frankreichs wurde richtig ins Feuer gebracht, und England, welches endlich einsah, daß es sich nicht um den Bart, sondern um die Tasche des Sultans handelte, wurde wüthend wie ein Jagdhund, der das Blut des angeschossenen Ebers wittert. Der plötzlich veränderte Ton in den Noten der Westmächte war nur der Reflex der glücklich angefachten Flammen.

Nicht ohne Einfluß auf die rasche Wendung war das am 5. December, also fast gleichzeitig mit dem Ereigniß von Sinope, in Wien unterzeichnete Protokoll, wodurch die Westmächte die deutschen Mächte endlich zu dem längst gewünschten Collectiv-Verfahren herangezogen hatten und sich Deutschlands nun versichert zu haben glaubten. In England zumal konnte man sich in Folge dessen zu der bis dahin stets hinausgeschobenen Allianz mit Frankreich entschließen, während eine solche Allianz, solange die Möglichkeit eines Krieges im Innern Europas obwaltete, nur von einer kleinen Partei und selbst von dieser vielleicht nicht ernstlich befürwortet worden war. Der englische Hof mochte selbst damals nicht geneigt sein, auf eine solche Allianz und die sich daran knüpfende bedenkliche Politik einzugehen. Der Austritt Lord Palmerston's gab in dieser Beziehung eine nicht zu verkennende Enthüllung, aber der Umschwung in

der öffentlichen Meinung war durch die angegebenen künstlich herbeigeführten Umstände schon zu weit gediehen, die Eröffnung des Parlaments war schon zu nahe herbeigerückt, und Lord Palmerston konnte leichten Muthes durch seinen geräuschvollen Austritt einen triumphirenden Wiedereintritt erzwingen.

In Constantinopel war mittlerweile die Pforte durch das Unglück von Sinope, die Hiobsposten aus Asien und die fortdauernde Unthätigkeit der Flotten mürbe genug geworden, um sich Forderungen, die ihre Souveränetät zu einem Schatten machten, blindlings zu fügen. Während des ganzen Monats December wurde über die in der bekannten identischen Note der vier Repräsentanten enthaltenen Forderungen unterhandelt, bis sie in der Note der Pforte vom Jahresende zur Annahme gelangte.

Für die vermittelnden Mächte war mit diesen Concessionen zunächst ihr eigener Zweck erreicht, der auf die Erhaltung der Türkei in Verbindung mit der Befriedigung der Rechte des christlichen Unterthans gerichtet war. Zugleich ließ sich die Herstellung des Friedens daraus erhoffen, denn es waren nicht blos alle Verträge der Pforte mit Rußland erneuert, worüber man in England verdrießlich genug war, sondern die Note schloß die Anerkennung der Berechtigung der vom Fürsten Menschikoff aufgestellten Forderungen implicit ein und erweiterte dieselben in der Ausführung. Während die russische Mission nur das Reclamationsrecht in den religiösen Angelegenheiten der Rajah bezweckte, übergab die Pforte mit Annahme der identischen Note den christlichen Mächten ein volles Protectorat in Bezug auf die ihren christlichen Unterthanen eingeräumten

bürgerlichen Rechte, ja selbst ein Ueberwachungsrecht in Betreff der Verwaltung des Osmanischen Reiches überhaupt.

Die Partei des Krieges und des Fanatismus in Constantinopel fühlte wohl, daß mit diesen Concessionen der Friede ermöglicht und die ausschließliche Herrschaft des Muselmanes, sowie die vierhundertjährige Ausbeutung des Rajahs ihr Ende erreichen würde. Diese Partei machte daher während der Berathung des Divans noch einen Gegenversuch in der Softabewegung. Aber die Besitzer der dreitausend Kanonen auf den Flotten von Beykos erlaubten es damals nicht, durch Emeute auf den Sultan zu wirken, da ihnen der Zweck diesesmal nicht genehm war. Vor dem Serail wurden rasch, unter dem Vorwande des Schutzes, schußfertige Breitseiten aufgefahren; der französische Gesandte drang ohne viele Umstände in den Cabinetsrath des großherrlichen Schlosses, und bei der Pforte wurde von den auswärtigen Räthen eine Sprache geführt, die es dem Seraskier Mehmet Ali selbst räthlich erscheinen ließ, das Heft rasch umzuwenden und gegen die angestiftete Emeute als Ordnungsmann einzuschreiten. Diese rasch vorübergehende Erscheinung hat insofern eine nachhaltige Bedeutung erlangt, als sie unzweifelhaft in der Anwesenheit der Flotten im Bosporus die Occupation Constantinopels und der ganzen osmanischen Regierung bekundete, und somit die Beherrscher dieser Streitkräfte für alle früheren begünstigten Bewegungen gegen die Friedensliebe des Sultans und für die sich daran knüpfenden Folgen verantwortlich machte. Bald nach der Durchsetzung der identischen Note sollte es sich zeigen, daß die Westmächte damit nichts weniger

als ein Friedenswerk im Auge halten und daß sie die durch gemeinsame Anstrengungen der vier Repräsentanten durchgesetzten Concessionen nur für ihre absonderlichen Zwecke ausbeuten wollten. Zwei Tage nach der erhaltenen Sanction des Sultans wurde den Flotten Befehl zum Auslaufen und zur Begleitung eines türkischen Transportes nach Batum gegeben. Zugleich wurden mit einem Eildampfer Depeschen nach Sebastopol geschickt, welche den russischen Kriegsschiffen die Fahrt auf dem Schwarzen Meere untersagten. Und dies geschah, obgleich die russische Seemacht während eines ganzen Monats nach dem Ereignisse von Sinope die türkischen Küsten nirgends bedroht, ja kaum ein Lebenszeichen gegeben hatte!

Einer solchen Thatsache gegenüber konnte man leicht die feindlichsten Absichten vermuthen, und die Folgen haben die Vermuthung zur Gewißheit erhoben.

Mit der raschen Absendung der Pforten-Note von Ende December glaubte man sich collectiver Schritte der deutschen Mächte versichert zu haben, wie das auch in dem schleunigst bewerkstelligten Protokoll vom 13. Jänner erreicht wurde.

Die Meldung des anbefohlenen Ausschlusses Rußlands vom Schwarzen Meer mußte dagegen von Sebastopol rasch genug nach St. Petersburg gelangen, um das russische Cabinet zu entscheidenden Schritten zu drängen, wodurch es aber, eben weil diese Schritte nur aus Rußland speciell berührenden Gründen gemacht wurden, in Europa isolirt werden sollte, was der englische Minister nachmal triumphirend genug im Parlament hervorhob. Die deutschen

Mächte ließ man darum über den Inhalt der nach Sebastopol gesandten Depesche in Unkenntniß, so lange man nicht des Collectiv-Verfahrens vom 13. Jänner sicher war.

In Constantinopel ging Lord Redcliffe in diesem Sinne so weit, eine Erklärung an die englischen Unterthanen zu erlassen, worin er die Expedition als eine durchaus nicht feindselige darstellte, während er auf die Anfrage der dortigen deutschen Gesandten hartnäckig jede Auslassung über die Bedeutung der Expedition verweigerte. Wie auf Verabredung hatte Sir Hamilton Seymour in St. Petersburg gleichzeitig dasselbe Verfahren beobachtet, indem er von einer der verhängnißvollsten Noten seines Cabinets nur eine kurze mündliche Mittheilung machte, offenbar in der Absicht den Inhalt nicht zu früh nach Deutschland gelangen zu lassen, wogegen er voraussetzen konnte, daß die kurze, aber deutliche Depesche aus Sebastopol sich auf dem Wege befinde.

Während solcher Weise die Friedensverhandlungen durch eine offenbare Kriegshandlung unterbrochen oder vielmehr annulirt wurden, während die Westmächte Rußland Bedingungen auf der Spitze des Schwertes überreichten, sah Europa mit Erstaunen die Ankunft des Grafen Orloff in Wien anstatt der Ankunft einer Kriegserklärung. Es hieß damals allgemein, Graf Orloff habe die Vollmacht, Abreise oder Verbleiben der russischen Gesandten in Wien und London anzuordnen. In der That machte sich eine Verzögerung in den letzten Erklärungen dieser Gesandten bemerklich. Die Note des Herrn von Kisseleff, welche Aufklärungen über die Vorgänge im Schwarzen Meer verlangte,

datirt vom 26. Jänner, seine Notification der Abberufung vom 4. Februar, obgleich er die Erwiderung des französischen Ministers am 1. Februar erhielt. Da nun Oesterreich das Protokoll vom 13. Jänner mit unterzeichnet hatte so konnte die Mission des Grafen Orloff keinen anderen Zweck haben, als in Bezug auf das Wesen der Frage annähernde Schritte zu machen. Es war dies ein Moment, wo man von Wien und Berlin aus den Krieg vielleicht noch verhindern konnte, wenn man die Westmächte aufgefordert hätte, von Herausforderungen abzulassen, da sonst das Verhältniß Deutschlands zum Protokoll vom 13. Jänner alterirt würde, wie denn auch die Gesandten der deutschen Mächte in Constantinopel bereits ähnliche Unterscheidung gemacht hatten. Nach der herausfordernden Antwort der Westmächte auf die Anfrage Rußlands war an Erhaltung des Friedens nicht länger zu denken, und Graf Orloff brach alle weiteren Verhandlungen ab, da nun einmal dem Schwert auf alle Fälle die Entscheidung anheimgestellt war. Für die deutschen Staaten bedurfte es keiner weiteren Verhandlungen in Bezug auf den Orient, da diese schon in Olmütz zu einem Abschlusse gediehen waren. Das längere Verbleiben des Grafen Orloff in Wien, worüber man sich in England so sehr wunderte, bezog sich natürlicherweise auf die Stellung der deutschen Staaten in einem Krieg, der bereits außerhalb der orientalischen Frage lag. Es war das eine Anfrage, auf die Rußland wohl kaum eine augenblickliche Entscheidung verlangen konnte, da sie neue und weit reichende Verhandlungen nöthig machte.

XII.

Griechischer Aufstand und dessen Rechtfertigung. — Rußlands und Oesterreichs Fehler. — Beruf der deutschen Mächte zur Lösung.

Der Abbruch der Friedensverhandlungen war kaum entschieden, als der Ausbruch des griechischen Aufstandes erfolgte. Alsbald zeigte sich die merkwürdige Erscheinung, daß alle revolutionären Stimmen, die sonst den tollsten Emeuten beifällige Theilnahme zuzuwenden pflegen, sich mit Entrüstung gegen dieselben Griechen aussprachen, deren Kämpfe sie einst so sehr gefeiert hatten. Eine ähnliche Unzufriedenheit der Aufstandspartei mit dem Aufstand hat unsere Zeit bei dem Widerstand des schweizerischen Sonderbundes gegen den herrschenden Radicalismus erlebt. Neu war es blos, daß conservative Politiker diesmal mit der Umsturzpartei vollen Chorus machten, anstatt aus deren Haltung zu entnehmen, daß hier kein subversives Princip zu Grunde liege.

Die Feinde Rußlands waren gleich bereit, diesem die Anstiftung zuzuschreiben, obgleich sie bis dahin die Meinung

verbreitet hatten, daß die Griechen von Rußland nichts wissen wollten.

Das Zusammentreffen der griechischen Bewegung mit der kriegerischen Wendung in Europa erklärt sich ganz einfach auf dieselbe Weise wie das Sichtbarwerden einer chemischen Schrift, wenn man sie über Feuer hält. Das Kriegsfeuer wurde aber damals von den Westmächten angezündet und es läßt sich auf den Tag nachweisen, daß die Ankunft der Nachricht vom Auftreten der Westmächte im Schwarzem Meere, also vom thatsächlichen Beginn des Krieges, das Signal zum Aufstand bildete. Hätte Rußland den Willen oder die Macht gehabt, die Griechen in Bewegung zu setzen, so würde es die Ordre dazu gegeben haben, als England durch Adressen des griechischen Klerus und griechischer Gemeinden den Sultan in Sicherheit wiegte, und vor Europa den Beweis zu führen suchte, daß Rußland gar nicht berechtigt sei, für die Christen der Levante das Wort zu führen, und daß diese unter der Herrschaft des Islam und der Paschas das schönste Leben hätten.

Ein Aufstand oder auch nur eine große Demonstration der Griechen mehrere Monate früher hätte die Allianz Frankreichs mit England verhindern und die französische Nation gegen die Türken einnehmen können.

Nicht leicht ist mit einem Ausdruck gedankenloser und gefährlicher gespielt worden als mit dem Worte „subversiv“ in seiner Anwendung auf die griechische Bewegung.

Die ganze Weltgeschichte zeigt das erhaltende Princip nirgends kraftvoller und lebendiger als bei den Christen des Osmanischen Reiches, welche durch vier-

hundert Jahre der bürgerlichen Rechtlosigkeit, der grausamsten Bedrückungen und Mißhandlungen ihren religiösen Glauben aufrecht erhielten, obgleich dieser allein die Quelle ihrer zeitlichen Leiden war! Welchen Vergleich kann mit einer solchen conservativen Haltung die Gesinnung Derjenigen eingehen, die Allem huldigen, was ihren Vortheil schützt und begünstigt? Der griechischen Bewegung fehlt zum Subversiven nicht weniger als Alles was diesen Begriff ausmacht! Wir sehen hier keine unchristliche Erhebung gegen die geheiligten Rechte der Legitimität, nicht einmal gegen einen Landesherrn, denn bei der Pforte regieren jetzt selbstsüchtige Paschas und deren auswärtige Träger! Wir sehen hier keinen rohen Eingriff eines Theiles in ein geordnetes, durch gemeinsame Interessen verwobenes Ganze, keine tolle Strömung wilder Theorien gegen Eigenthum und Familie. Wo ist das Alle gleichmäßig schützende Gesetz, auf welches die Pforte sich berufen könnte? Alle sittlichen, politischen und religiösen Bedingungen der Treue, Ehrfurcht und Liebe fehlen in dem unnatürlichen Verbande! Für die Christen des Orients konnte die vierhundertjährige Herrschaft der Türken nie etwas Anderes bedeuten als was für Oesterreich die hundertjährige türkische Herrschaft in Ofen. Sie haben sie geduldet, wie man sich dem Räuber fügt, so lange ihm nicht von der Sicherheitsbehörde oder den Nachbarn das Messer entrissen wird. Gewiß der Name Rebell würde seine entehrende Bedeutung verlieren, wenn er die Aufopferung für Religion und Vaterland brandmarken sollte. Wer eine so legitime Bewegung als subversiv bezeichnet, der kann unter conservativ nur blinden Gehorsam gegen

den ersten besten Usurpator der Gewalt verstehen. Eine solche Auslegung ist aber die gefährlichste in einer Zeit, wo Parteien und Doctrinen nur zu sehr geneigt sind, an die Gewalt zu appelliren und sich derselben schon hie und da bemächtigt haben.

Wie mag man überdies subversiv nennen, was ganz Europa durch staatliche Acte angeregt und nach aller menschlichen Berechnung herbeigeführt hat? Indem Europa einen Theil des Osmanischen Reiches in Folge einer ähnlichen Erhebung zu einem selbstständigen hellenischen Staat machte, hat es nicht blos einem rein erstorbenen Gefühl der anderen Christen desselben Reiches Impuls und Berechtigung gegeben, sondern es hat sie auch zur steten Vergleichung zwischen einer christlichen und muselmänischen Regierung herausgefordert. Vor ihren Augen entwickelte sich im Bruderlande, trotz aller Ungunst der Verhältnisse, in wenigen Jahren ein im Vergleich mit der eigenen Lage beneidenswerthes Dasein. Die Bevölkerung vermehrte sich daselbst, die Schifffahrt steigerte sich in überraschender Weise, die Städte erhoben sich aus dem Schutt unter der türkischen Herrschaft und der durch den Befreiungskrieg verwüstete Boden bedeckte sich mit reichen Pflanzungen.

Und vor Allem sah man hier Geltung des Individuums, Sicherheit des Eigenthums und der Familie, Herrschaft des Gesetzes und eine Staatsgewalt, die nicht bedrohte statt zu beschützen. Wie entartet hätte die christliche Race sein müssen, wenn sie neben einem solchen Bilde ihrer Zukunft und ihrer Rechte den günstigsten Moment zur Beseitigung gewaltsamer Hindernisse versäumt hätte!

Ueberblicken wir nun den Verlauf der orientalischen Krise, so finden wir, daß die auf den christlichen Unterthan bezügliche Stelle des Vertrages von Kainardschi anfangs von der Wiener Conferenz der vier Großmächte, also von ganz Europa als unzureichend und der Erweiterung bedürfend erkannt wurde. Jetzt erklären England und Frankreich, alle Verträge Rußlands mit der Pforte seien zerrissen. Andererseits haben die Vorgänge des vergangenen Jahres es außer Zweifel gestellt, daß die in den letzten Tagen erlangten Zugeständnisse sowohl der türkischen Regierung als den Ulemas nur durch den äußeren Druck abgerungen wurden. Wie kam nun das, was wir vor unseren Augen sich entwickeln sahen?

Eine Lösung dieses Räthsels läßt sich, soweit wir die Dinge kennen und dargestellt haben, in bestimmter Weise nur vom englischen Standpunkt geben. England scheute kein Mittel, um Rußlands Geltung im Orient sowohl bei den Türken als bei den Christen zu vernichten. Es begünstigte heimlich von London aus die Sendung des Fürsten Menschikoff, um Frankreich zu reizen und Europa zu alarmiren; stachelte aber in Constantinopel die Pforte bis zum Kriege gegen Rußland, um ihr dann nachträglich in ihrer Bedrängniß und Ohnmacht die weitesten Zugeständnisse abzuquälen, wodurch England der orientalischen Christenheit als Freund und allein mächtiger Beschützer erscheinen sollte.

Rußlands Hauptfehler bestand darin, daß es, statt auf Oesterreich und Preußen vor Allem zu vertrauen und mit ihnen sich zu verständigen, in gewisse Verabredungen

mit englischen Staatsmännern unbedingtes Vertrauen setzte, ohne zu bedenken, daß die englische Politik einen Januskopf habe, und daß es dort nur eines Ministerwechsels oder einer Gruppirung der parlamentarischen Majorität bedarf, um mit Bequemlichkeit und einer gewissen Unschuld jede Treulosigkeit zu begehen.

Gestützt auf dieses Uebereinkommen machte das russische Cabinet einen zweiten groben Mißgriff in der Art, wie es Frankreich behandelte. Der Stolz dieser Nation und deren gerechter Anspruch, in der orientalischen Frage ein Wort zu haben, wurde viel zu wenig in Rechnung gebracht. Frankreich war bei der orientalischen Angelegenheit, wie es selbst eingestand, nicht so sehr betheiligt, um mit großem Aufwand einzutreten; aber es benützte sie als Mittel, um aus der Isolirung, die ihm von jener Seite in England, die sich mit Rußland zu verständigen suchte, zugedacht war, herauszukommen. Die Hohe Pforte erschien ihm dazu die geeignetste Thüre. Trennung Rußlands von England auf die eine oder andere Art war der unausgesetzte Gedanke seiner Regierung. Mit der Anregung der Sanctuarienfrage berührte Frankreich mahnend Rußlands empfindlichste Seite, gab aber dann die erlangten Vortheile wieder auf, um eben Rußland zu zeigen, daß es im Orient keine directen Zwecke verfolge. Bei den weiteren Forderungen des Fürsten Menschikoff hielt es sich fast neutral, seine Flottensendung nach der Besika-Bai und selbst in den Bosporus konnte eben so gut den Charakter der Ueberwachung, als der Theilnahme haben. Offenbar traute Frankreich der Politik Englands nicht, solange daselbst die

ihm feindliche Partei nicht aus dem Felde geschlagen war. Aber die sichtlichen Anerbietungen Frankreichs wurden von Rußland nicht genügend gewürdigt. Ersteres neigte sich daher plötzlich mit seinem vollen Gewichte auf die andere Seite, als in England nach der Schlacht von Sinope und um die Zeit der Parlaments-Eröffnung die entschieden russenfeindliche Partei die Oberhand gewann, und that nun das Aeußerste, um die Trennung seiner beiden Gegner unheilbar zu machen.

Da Oesterreich weder die letzten Zwecke Englands theilte, noch durch die Rücksichten, welche Frankreich bestimmten, gebunden war, so hätte es eigentlich die Leitung der orientalischen Angelegenheit vorherrschend in die Hand nehmen und deren Gang und Haltung bestimmen können. Oesterreichs Fehler scheint uns in einer Art fixen Idee für den Frieden bestanden zu haben, wodurch es sich selbst lähmte in einem Streite, wo alle anderen positive und unerbittlich collidirende Zwecke verfolgten. Wollte jedoch Oesterreich durchaus den Frieden und nichts als den Frieden, so mußte es ihn gebieten, und zwar in der ersten Zeit der Anwesenheit des Fürsten Menschikoff in Constantinopel, wo der Streit noch heilbar war, die Form noch retten konnte, und die Waffen von der Donau und aus den Dardanellen noch nicht sinnraubend zum Serail hinüberklirrten.

Preußen bedurfte in unserer Darstellung keiner besonderen Erwähnung, da wir es für unmöglich halten, daß Preußen, nach den furchtbaren Erfahrungen dieses Jahrhunderts, durch Sonderstellung in einer europäischen

Inhalt.

